

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“ erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementpreis für Berlin wöchentlich 25 Pf. Einzelne Nummern 5 Pf. Postabonnement pro Quartal 3 Mark. (Eingetragen im VIII. Nachtrage der Postgesetzpreisliste unter Nr. 719a.)

Insertionsgebühr
beträgt für die 3gepaltene Zeile oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaux, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion und Expedition Berlin SW., Zimmerstraße 44.

Abonnements-Einladung.

Für den Monat September eröffnen wir ein neues Abonnement auf das

„Berliner Volksblatt.“

Frei ins Haus kostet dasselbe 1 Mark, Bestellungen werden von sämtlichen Zeitungs-Expeditoren, sowie in der Expedition, Zimmerstraße 44, angenommen.

Für Außerhalb nehmen alle Postanstalten Abonnements für den Monat September gegen Zahlung von 1 Mark entgegen.

Den neuen Abonnenten wird der bisher erschienene Theil des fesselnden und interessanten Romans

„Das Kind des Proletariers“

aus der Feder von U. Rosen — soweit der Vorrath reicht — gegen Vorzeigung der Abonnementsquittung in der Expedition Zimmerstraße 44 gratis verabfolgt.

Das „Berliner Volksblatt“, Organ für die Interessen der Arbeiter, hat sich seit der kurzen Zeit seines Bestehens zahlreiche Freunde erworben und kann daher mit einer gewissen Genugthuung auf seinen, wenn auch noch kurzen Lebenslauf zurückblicken.

Wohl ist es im Laufe der Zeit Mode geworden, ein „warmes Herz“ für die Arbeiter zu haben, wohl giebt es keine einzige Zeitung in Deutschland und vorzugsweise hier in Berlin, die nicht vorgiebt, für die Arbeiterinteressen einzutreten, aber trotz aller Versicherungen und Behauptungen glauben die denkenden Arbeiter selbst nicht an solche Vorspiegelungen. Und darauf kommt es in der Hauptsache an! Die Interessen der Arbeiter aber können überhaupt nur vorzugsweise von den Arbeitern selbst vertreten werden.

Das „Berliner Volksblatt“ nun wird, wo es sich speziell um die Arbeiterinteressen handelt, auch von Arbeitern geleitet. Man sehe sich nur die Rubrik „Arbeiterbewegung, Vereine und Versammlungen“ an.

Aber um noch mehr den Arbeiterinteressen Rechnung zu tragen, müssen die Arbeiter, namentlich die Berliner Arbeiter, sich noch immer mehr bemühen, ihrem Organe die weiteste Verbreitung zu verschaffen.

Die Redaktion des „Berliner Volksblattes“ dagegen wird es nicht an weiterer Anstrengung fehlen lassen, durch populäre politische und soziale Leitartikel, durch eine gediegene politische Uebersicht, durch eine reichhaltige lokale Umschau und durch eine unterhaltende und belehrende Gerechtigkeit die Leser zufriedenzustellen. Ein ausgezeichneter Feuilleton nebst zahlreichen interessanten Notizen aus Nah und Fern, volkswirtschaftliche und wissenschaftliche Artikel werden den Inhalt unseres reichhaltigen Blattes vervollständigen.

Feuilleton.

Das Kind des Proletariers.

Sensationsroman von U. Rosen.

(Fortsetzung)

„Besahst wurde ich Rupert Barth gekauft?“ forschte der Knabe weiter.

„Meine theure Freundin, Lady Barth wünschte es.“

„Und weshalb, wenn ich Dein Sohn bin, werde ich nicht Lord Bide heißen?“ fragte der unglückliche Knabe wieder.

„Aus seinem thranenvollen Blick sprach der tiefste Schmerz.“

„So, bin ich Dein Sohn, oder bin ich es nicht?“

„Rupert!“ Sie zog den Knaben an ihr Herz.

„Bin ich Dein Sohn?“ wiederholte er zornig.

„Deines Kind, wer hat mit Dir über das Geheimniß Deiner Geburt gesprochen? Ich wünschte, Du solltest es erst erfahren, wenn Du alt genug wärest, Alles zu verstehen, und zu begreifen, wie sehr ich Dich liebe.“

„Dann bin ich also nicht Dein Sohn.“ leuchtete er. „Hat Dr. Brigley, — o ich haße, haße, haße diesen Mann — hat er mich Dir gegeben?“

„Nein, mein Kind, und Du bist trotz alledem der geliebte und einzige Sohn meines Herzens.“

Aber diese entsetzliche Enthüllung war mehr, als das unglückliche Kind zu ertragen vermochte. Er riß sich von Lady Bide los, hob auf sein eigenes Zimmer und schloß sich ein.

Das Armenhaus, Frau Gibbon in dem offenen Korridor, sein Vater ein Diener des Dr. Brigley — diese Gedanken brannten ihm in die Seele. Er fühlte, daß ihm ein großes Unrecht geschehen war, und empfand die Unkenntniß, in der man ihn über sein wirkliches Loos gelassen hatte, als tiefste Kränkung.

Wie sollte er den Menschen wieder unter die Augen treten. Er hätte stehen, weit, weit weg fliehen mögen, um keinem seiner Bekannten wieder zu begegnen.

Lady Bide, aufs höchste bestürzt und betrübt über ihre Unterredung mit Rupert, schickte einen Boten nach der Stadt.

Dr. Melldow bitten zu lassen, den nächsten Vormittag bei ihr zu erscheinen. Sie war entschlossen, ihr Testament ohne Weiteres zu machen.

Frei am Morgen war Rupert aufgestanden, hatte eilig sein Kleiderstück verzehrt, lange ehe Lady Bide ihr Zimmer verlassen und sich in den dichtesten Theil des Barth'schen Waldes

Wir wenden uns nun noch speziell an die Freunde des „Berliner Volksblattes“ mit der Bitte, es an Anstrengungen nicht fehlen zu lassen, neue Abonnenten zu gewinnen, damit bald schon der Zeitpunkt eintrete, daß das „Organ für die Interessen der Arbeiter“ von der Mehrzahl der Berliner Arbeiter gehalten und gelesen wird.

Dann erst können wir voll und ganz unseren Verpflichtungen gegen die Arbeitersache nachkommen und wir werden ihnen nachkommen.

Die Redaktion des „Berliner Volksblatt“.

Für die Handwerker!

Der jüngst stattgehabte Bayerische Handwerkerkongress war nur eine läglige Fortsetzung des lägligen Deutschen Handwerkerkongresses zu Frankfurt a. M. — ganz dieselbe Handwursthade in etwas kleinerem Styl.

Betrachten wir diese Bestrebungen des Handwerkerkongresses, unter denen ja einige, wie die Regelung der Gesängnisarbeit, aus der Arbeiterbewegung stammen und auch von uns gutgeheißen werden, im Allgemeinen und vollends das Auftreten der sogenannten Führer, dieser geistigen Zwerge, die den Lauf des Weltenrades hemmen wollen, dann überkommt uns neben dem Spott auch das Gefühl des Bedauerns, daß so viele brave Männer ein solches grenzenlos albernes Spiel noch mitspielen können.

Geistig unmachtig müssen all die Männer des Handwerks sein, welche Junftzwang in Innungen, Verbot des Haltens von Lehrlingen u. s. w. als geeignet erachten, dem Handwerk den goldenen Boden wiederzugewinnen, das Handwerk auf diejenige Stufe zu heben, um mit Erfolg gegen das Großkapital, gegen Maschinen und Dampfstraß, gegen die Großproduktion überhaupt konkurriren zu können. In den meisten Gewerben ist das Handwerk schon verdrängt von der Großproduktion, die sogenannten Handwerksmeister sind meist schon Lohnarbeiter geworden und wo sie sich noch mit Gewalt als „selbstständige“ Meister aufrecht erhalten, da gehts ihnen durchweg noch schlechter, als den Lohnarbeitern.

Und dies wird von den Handwerkern auch offen eingestanden! Aber anstatt in die Zukunft zu blicken und alle ihre Kräfte anzustrengen, dieselbe für sich mitzugewinnen, drehen sich die Handwerker um und schauen in die für sie allerdings schöne Vergangenheit, und suchen diese zurückzuverlangen.

Ein solches Verlangen aber ist doch ganz unmöglich, denn neben dem künstlerschen Handwerkerethum müßte naturgemäß auch die Leidenschaft wieder eingeführt, die Maschinen müßten zerschlagen, die Eisenbahnen abgeschafft werden, kurzum, das Weltenrad um einige Hundert Jahre überhaupt zurückgeschraubt werden.

versteckt. Dort warf er sich auf den Boden und versenkte sich in seine zornigen und trüben Gedanken.

Lady Bide wollte Rupert zu einem kurzen Ausflug nach dem Kontinent schicken, um sein Gemüth zu erheitern, das so schwer bedrückt schien.

Sie gab Melldow ihre Anweisungen in Bezug auf ihre legatwilligen Verfügungen und bat ihn, dieselben sogleich auszuführen, dann wollte sie das Schriftstück in Abwesenheit der nötigen Zeugen sogleich unterschreiben, gleichzeitig bat sie ihn, auch am folgenden Tage wiederzukommen und mit Rupert zu sprechen.

Während Melldow das Testament abfaßte, nahm Lady Bide einen Bogen von des Rechtsanwalts Papieren und schrieb einen Brief an Rupert darauf, den sie beabsichtigte an einen Platz zu legen, wo er ihn nach ihrem Tode finden würde. Als sie ihren Brief beendet hatte, war Melldow mit dem Entwurf des Testaments fertig. Die Zeugen wurden hereingerufen und als Lady Bide und diese das Schriftstück unterschrieben hatten, faltete sie es zusammen, wie sie mit dem Briefe gethan, nahm aus ihrem Schreibtisch zwei lange Briefumschläge zum Aufbewahren der wichtigen Papiere heraus.

„Ich kann den kleinen Rupert niemals sehen,“ sagte Dr. Melldow in seinem Sessel zurückgelehnt, „und die Annehmlichkeit und Freude nachempfinden, welche Ihnen der Knabe gewährt, ohne des geheimnißvollen Verschwindens des Sohnes der Lady Barth aufs Innigste zu bedauern. Welch ein Trost für eine seiner Schwester gewesen sein! Ich bin eben kein Bewunderer und Freund der Brigleys.“

Damit stand er auf, nahm das Testament zur Hand, steckte es in einen Briefumschlag und schrieb darauf:

Lady Bide's Testament, 12. Juni 18.

Lady Bide nahm das andere Papier, steckte es gleichfalls in einen Briefumschlag und adressirte: „Für meinen Sohn Rupert. Zu lesen, wenn ich gestorben bin.“

„Sie kommen doch morgen ganz bestimmt wieder, lieber Doktor und sprechen mit dem lieben Kinde und suchen ihn mit dem Unabänderlichen auszuföhnen.“

Als Melldow fort war, stieg Lady Bide hinauf in Ruperts Zimmer und eine Schublade seines zierlichen Schreibtisches öffnend, fiel ihr Blick auf eine in Maroquin gebundene, mit weißem Atlas gefüllte und mit einer goldenen Klappe versehene Mappe. Diese hatte sie ihrem Viedling erst vor Kurzem geschenkt, weil er sie bewunderte; jetzt, da der Reiz der Neuheit vorüber war, ließ er sie achlos in dem unverschlo-

Und das würde den vereinten Kräften aller Stände nicht einmal gelingen, geschweige denn den paar Hauptführern der Handwerker!

Ja, in die Zukunft sollen die Handwerker blicken! Sie sollen sich der Arbeiterbewegung anschließen, die dahin zielt, die Großproduktion, die allerdings jetzt in der Hauptsache nur einigen Wenigen Vortheil abwirft, auch der Arbeiterklasse dienstbar zu machen, so auch den Handwerkern, die ja immer mehr in der Arbeiterklasse aufgehen.

Einzelnen Handwerkern gelingt es ja noch immer, emporzusteigen und ihr Geschäft fabrikmäßig einzurichten und zu betreiben — dann aber haben diese Personen eben aufgehört, Handwerker zu sein, sind Fabrikanten geworden und nennen sich meist und zwar mit vollem Rechte so. Aber von tausend Handwerkern gelingt das einem — die übrigen gehen trotz ihres Fleißes, trotz ihrer Plage, trotz ihrer Aufopferung langsam zu Grunde; sie können eben der Konkurrenz der Großproduktion auf die Dauer nicht widerstehen.

Wir haben das schon in unserem Blatte ausgesprochen, aber die Wahrheit kann nicht oft genug gesagt werden und — „viele Tropfen höhlen den Stein aus“.

Merken denn aber auch die biederen Handwerker gar nicht, daß man durch Adermann'sche Anträge, durch allerlei Schmeichelei und Streichelei ihre Stimmen von konservativer Seite einsparen will? Merken das nicht einmal die Berliner Handwerker, die doch sonst so hell sein wollen?

Ein konservatives sächsisches Blatt schreibt vom bayerischen Handwerkerkongress:

„Besonders erfreulich ist aber auch ein Beschluß, der sich an die eigenen Leute, an die selbstständigen Handwerker wendet. Der Handwerkerkongress ermahnte seine Genossen zur Unterstützung seiner Bestrebungen. Hierin hapert's aber noch gewaltig. Manche Handwerker-Vereinigungen gewähren ein trauriges, fast widerwärtiges Schauspiel von Unfrieden, Feindschaft, Gehässigkeit und Brodneid.“

Und der „Reichsbote“ klagt, „daß Neid, Mißgunst und Rechthaberei unter den Handwerkern in hohem Maße herrschen.“

Beide konservative Blätter aber mahnen zur Einigkeit und rufen zum Schluß ihrer Betrachtungen aus:

„Vor Allem sollten die Handwerker ihren gemeinsamen Feinden nicht das Schauspiel der Uneinigkeit liefern, sondern ihre Hunderttausende von Stimmen zusammengefaßt in die Waagschale werfen!“

Ah so! Das ist das Endziel der Schmeichelei, der Ermahnungen — Stimmenfang!

nen Fache liegen. Von dem Noth des Maroquins hob sich das Monogramm der Lady Bide in reicher Goldverzierung ab. Im Innern derselben befanden sich nur zwei Seitenstaschen, die eine war leer, in der andern lag eine Zweipfundnote.

In die leere Tasche schob sie den mit Rupert's Adresse versehenen Briefumschlag.

„Er wird die Mappe voraussichtlich nicht eher wieder zur Hand nehmen, als bis ich nicht mehr bin und er sie dann zum Andenken an mich wieder hervorholt. Die Erinnerung an mich wird ihn dazu treiben, dieses kleine Geschenk von mir näher zu betrachten, er findet und liest dann meinen Abschiedsbrief.“

Eine Stunde später legte Dr. Melldow das Schriftstück, das mit dem Namen der Lady Bide bezeichnet war, in seinen feuerficheren Schrank.

17. Kapitel.

Als Rupert am Morgen nach seiner Auseinandersetzung mit Lady Bide in den Wald entflohen war, begegnete er in der Einsamkeit wieder dem schlauen Versuchter, der ihm schon seit langer Zeit nachstellte.

Toni Pettigrew hatte den gegenwärtigen Gemüthszustand des hochfingigen Knaben vorausgesehen.

„Wie schlich er seinem Opfer näher, das er sicher war hier im Gehölz zu finden.“

„Warum sehen Sie so niedergedrückt aus, mein kleiner Lord?“ fragte er lachend.

„Nennen Sie mich nicht Lord, ich bin nichts als ein armerlicher Bettler!“

„Das ist eben kein so großes Unglück. Armuth ist durchaus keine Schande.“

„Aber ich haße sie und ich wünschte, ich wäre todt!“ schluchzte Rupert. „Alle Knaben in Eton sind von guter Familie und was werden sie sagen, wenn sie erfahren, wer und was ich eigentlich bin!“

„Sie werden die Achseln zucken und wohl auch spotten,“ erwiderte Toni herzlich. „Auch die Diener der Lady Bide werden sich denken: Da ist ein junger Mensch, dessen Vater unseres Gleichen war. Aber was geht das Sie an? Was haben Sie danach zu fragen? Mögen die Leute auf Sie hersehen, wie es ihnen beliebt.“

„Ich kann es aber nicht ertragen!“ rief Rupert aus. „Ich bin nicht daran gewöhnt, ich bin stolz und ihre Augen bren-

Merkt Ihr was, Handwerker? Eure Stimmen will man haben!

Wenn Ihr aber wirklich noch glaubt, daß Eure Bestrebungen Euch von dem Drucke, der auf dem Handwerke lastet und unserer Meinung nach dasselbe bald schon vernichtet, befreien könnten, nun so wählt doch einen selbstständigen braven Handwerker, laßt Euch aber von den herrschenden Parteien nicht zum Stimmabgeben einfangen.

Ihr aber Handwerker, besonders Ihr Berliner Handwerker, die Ihr verständig genug seid, nicht in die mittelalterliche Rumpelkammer zurückzugreifen, sondern festen Blickes in die Zukunft schaut, Ihr werdet bei den nächsten Reichstagswahlen in Eurem eigenen Interesse mit den Arbeitern gemeinsame Sache machen und demgemäß wählen.

Weniger Nachtarbeit.

Die Berichte der Fabrikinspektoren lassen leider von Neuem eine Vermehrung der Kinderarbeit erkennen, und mit dieser Vermehrung ist auch in einer größeren Anzahl von Fällen seitens der Verwaltungsborgane die Beschäftigung dieser jugendlichen Arbeiter mit Nachtarbeit gestattet worden. Die Beschränkung der Nachtarbeit ist aber namentlich für jugendliche Arbeiter, welche sich noch in der Entwicklung befinden, ein dringendes Bedürfnis, und die Einsicht der Arbeitgeber sollte in diesem Punkte den Sozialpolitiker und Gesetzgeber nach Kräften unterstützen.

Eine völlige Beseitigung der Nachtarbeit ist bei dem heutigen Stande der Industrie und des Verkehrs allerdings nicht möglich. Man kann weder den Eisenbahnverkehr während der Nacht einstellen, noch die Hochöfen ausbläuen. Allein unbeschadet der wirtschaftlichen Interessen läßt sich die Nachtarbeit doch beschränken, zumal in jenen Industrien, in denen Frauen und Kinder beschäftigt sind. Nur egoistische und wenig humane Arbeitgeber werden die Nothwendigkeit größeren Arbeiterschutzes auf diesem Gebiete verkennen.

Namentlich die Textilindustrie hat hier ein großes und segensreiches Arbeitsfeld, weil sie einen großen Theil der gesamten Frauen- und Kinderarbeit in Anspruch nimmt. Doch der arme Anabe oder das unerwachsene Mädchen bei der Spinnmaschine ebenso lange arbeitet, wie der erwachsene Arbeiter, daß diese Arbeit seine Entwicklung hemmt, der Aufenthalt in der schlechten Luft seine Brust ruiniert, wird Niemand leugnen, der die Aussprüche ärztlicher Autoritäten auf dem Gebiete der Arbeiterhygiene über diese Fragen gehört hat. So schreibt Professor Hirt in seinem Bude über die Krankheiten der Arbeiter: „Bald nach dem Eintritt in die Fabrik wird der Baumwollenspinner von dem Arbeiter sehr unangenehm empfunden, er verurtheilt bei dem Ungenühen ein fast unablässiges Niesen im Halse, welches zu einem anstrengenden Husten, durch den bisweilen weißliche Sputa entleert werden, zwingt; chronische Bronchialkatarrhe begleiten den Baumwollenspinner in den ersten Jahren seiner Thätigkeit fast unablässig. Versucht der Arbeiter, den Staubwirkungen zu trotzen, so kommt es in einzelnen Fällen bald, öfter jedoch erst nach jahrelanger Arbeit zu bedenklicheren Symptomen, unter denen neben dem mit Brustschmerz verbundenen Husten namentlich eine hochgradige Anämie, eine unbesiegbare Schwäche, Gleichgültigkeit gegen Alles u. s. w. zu nennen sind.“ Die hohe Temperatur in den Spinnmühlen, welche meist zwischen 18 und 20 Grad Reaumur schwankt und der Dampfbildung, welcher die schädliche Wirkung solcher Luft noch erhöht, läßt auf den Gesundheitszustand der darin beschäftigten Arbeiter den schlimmsten Einfluß aus.

Wenn das schon von erwachsenen männlichen Arbeitern gilt, so noch in viel höherem Maße von Kindern und Frauen. Obwohl das Gesetz die Kinderarbeit beschränkt, werden in Deutschland doch noch immer über 100 000 Kinder in Fabriken beschäftigt, und darunter etwa 10 000 sogar unter 14 Jahren! Diese Zahlen wissen die Behörden; wie viel Kinderarbeit entsteht sich aber außerdem der Kenntnis. In der Textilindustrie und in den Stein- und Erdindustrien werden die meisten Kinder beschäftigt und leider von gewissenlosen (?) Eltern und Arbeitgebern auch zur Nachtarbeit ausgebeutet.

Kinder, welche Nachts in Fabriken, in ungesunden Räumen arbeiten müssen — ein häßlicher Gedanke für jeden Menschenfreund! Die Nachtarbeit erschöpft die Kräfte in noch viel höherem Maße als das gleiche Arbeitsquantum am Tage. Professor Hirt spricht in seinem bereits erwähnten Bude seine Ansicht folgendermaßen aus: „Es muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß Arbeiter, welche während der Nacht beschäftigt werden, großer Ruhepausen bedürfen, wenn sie nicht nach relativ kurzer Arbeitszeit an ihrer Gesundheit Schaden leiden sollen. Eine achtstündige Arbeitsdauer während der Nacht ist einer zwölfstündigen während des Tages gleich zu achten und wohl darauf zu sehen, daß nicht etwa mehrere Arbeitsnächte aufeinander folgen, sondern daß immer angemessene

nen mit in die Seele und ihre Stimmen sind mir wie scharfe Messer!“

„Sie sind stolz, sagen Sie?“ wiederholte der philosophische Vagabund. Nun, dann sehe ich nur einen einzigen Ausweg für Sie. Laufen Sie davon, stellen Sie sich auf eigene Füße und werden Sie ein großer Mann. Dann kehren Sie unter Pausen- und Trompetenschall zurück.“

„Ach ja, wenn ich das könnte,“ seufzte Rupert.

„Wenn Sie könnten, mein Sohn? Was fehlt einem so jungen Burschen, wie Sie, dem die Welt offen steht und im einladet, sich eine Stellung zu erobern. Ihnen geht es nicht wie mir armen Teufel, der mit Weib und Kind belastet ist. Wenn Sie könnten, sagen Sie? Ei warum denn nicht? Da war Tom Wittington, Sie haben doch von Tom Wittington gehört? Nicht? — Nun, er lebte vor einigen Jahren noch. Dreimal war er Lord Mayor von London. Drei mal! Und er fuhr in einer Kutsche und mit goldbestickten Dienern und er kleidete sich in Sammt und trug Diamanten und er war auch ein armer Junge gewesen. Wenn Sie eines Morgens der Lady davonlaufen und das Land nach Abenteuer durchziehen, werden Sie bald als ein berühmter Mann zurückkehren können. Sie werden zwei oder drei Getränke das Leben, eine königliche Prinzessin vor den Hörnern eines wilden Stiers gerettet, ein paar Leute auf ihre eigene Gefahr aus lichterloh brennenden Gebäuden geholt haben und die Reichthümer und die Ehren werden Ihnen zugesplossen sein und wenn Sie so mit Ruhm bedeckt wieder in Bide-Hall einziehen, wird die Lady Sie mit Stolz empfangen. Fräulein Barth wird vergessen, daß Sie ein Adoptivkind sind und die Wrigley's werden sich nicht höher danken, wie Sie und die Dienerschaft wird Respekt vor Ihnen haben.“

„Ich hätte Lust, Ihren Rath zu befolgen,“ sagte der arme thörichte Rupert.

„Versuchen Sie es nur,“ ermutigte ihn der geniale Vagabund. „Versuchen Sie es nur, ob Sie nicht aus eigener Kraft den Gipfel erklimmen können. Geben Sie mir Ihre Hand darauf, junger Herr! Ich lese Ruhm und Ehre in Ihren Augen! Ich bin bereit, der arme Tony ist bereit, Ihr Führer und Ihr Sklave auf dem Wege zum Reichthum und zum hohen Rang zu sein, den er für sich selbst nicht einschlagen dürfte.“

„Ich glaube nicht, daß Lady Bide sich meine Entfremdung sehr zu Herzen nehmen würde.“

„Warum nicht gar zu Herzen! Sie sind ja nicht ihr

Ruheperioden dazwischen liegen. Alles das gilt natürlich nur für den erwachsenen männlichen Arbeiter, der ja zur Nachtzeit, da dieselben in einzelnen Industriebetrieben sichtlich nicht zu entbehren sind, herangezogen werden muß; bei Kindern, jugendlichen Arbeitern und Frauen jeden Alters darf von Nachtarbeit durchaus keine Rede sein, es muß das aus medizinisch-hygienischen und sittlichen Gründen entschieden verlangt werden.“ Bei dieser Sachlage wäre der statistische Nachweis außerordentlich erwünscht, wie viele Arbeiter in Deutschland Nachts thätig sind, wie viele Nächte hintereinander, in welchen Industrien und in welchen Fabriken. Sache der Fabrikinspektoren wäre es hierüber genaue Erkundigungen einzuziehen und namentlich festzustellen, wie viele Kinder, jugendliche Arbeiter und Frauen hierbei in Betracht kommen.

Bei dem Widerstand, welchen der Reichskanzler seiner Zeit den Vorschriften zum Schutze der gewerblichen Arbeiter, welche im Reichsamt des Innern ausgearbeitet waren, entgegengefeuert hat, ist freilich vorläufig auf eine derartige amtliche Statistik der Nachtarbeit nicht zu rechnen. Fürst Bismarck hat bereits im Jahre 1882 erklärt, eine ordentliche Fabrikarbeit sei für die Hergeljahre der Jugend ganz gesund. Nützliche Autoritäten wie Professor Hirt denken darüber anders. Wenn die heutige Sozialpolitik einer gesunden gewichen sein wird, dann wird auch die Beschränkung der Nachtarbeit in unserer Fabrikgesetzgebung ihren Platz finden.

Politische Uebersicht.

Mecklenburg für immer! Jener Reichstagsabgeordnete, der am vorletzten Tage der letzten Session der Legislaturperiode gewählt, außer der Ehre, die Schließungsordre stehend anzuhören, noch das Vergnügen 8-tägigen Genusses freier Eisenbahnfahrt hatte, ist jetzt in den Schatten gestellt durch den Deputirten, der das Parlament nicht finden kann, dem er angehöre soll. Der Glücklichste ist der vor einigen Tagen gewählte Senator Behm, Kandidat der „liberalen“ Parteien. Während alle Welt zu den Neuwahlen rüft hatte die Mecklenburgische Regierung den guten Kostodern die Hundstagsfreude einer Ertragswahl zu dem alten Reichstage gemacht. — Jedemfalls wird man dem Gewählten — die anderen Parteien hatten gar keine Anstrengungen gemacht und nur der Satiriker Luer (Soz.-Dem.) aus Schwerin 457 Stimmen auf sich vereinigt — falls er sich demnach zur Neuwahl den Wählern präsentieren sollte, von keiner Seite den Vorwurf machen, das Mandat nicht nach besten Kräften erfüllt zu haben. Eine so unansehnliche parlamentarische Thätigkeit hat noch kein liberaler Abgeordneter aufzuweisen gehabt.

Zur Beurtheilung der Lage der Arbeiter ist der Bericht der Handelskammer zu Schweidnitz sehr interessant, der meldet, daß die Industrie im Allgemeinen mit einem sehr mäßigen Gewinne im Jahre 1883 zuriicken sein müsse und in dem es dann wörtlich heißt: „Nach kann dabei nicht unerwähnt bleiben, daß die Arbeiterbevölkerung, welche allmählich zu dem Venußsein kam, daß sich die Industrie in einer sehr ungünstigen Lage befand und daß sie ihrerseits auch zur Besserung derselben beitragen müsse, durch größeren Fleiß und willigeres Eingehen auf die Anforderungen der Arbeitgeber zu dieser Verbesserung (in den Maschinenbauanstalten) beigetragen hat. Ein Mangel an Arbeitskräften ist, trotzdem in den meisten Industrien der Arbeiterstand etwas vermehrt wurde, nicht eingetreten und sind auch nur sehr sporadisch die Lohnsätze erhöht worden.“ — Dazu bemerkt die B.-M.: „Da haben wir es also wieder! Größerer Fleiß, erhöhte Arbeitsleistung — derselbe Lohn! Das ist Lohnreduktion! Wahrscheinlich auch wird sich wohl direkt an einigen Stellen der Lohn sporadisch vermindert haben, ebenso wie er sich sporadisch erhöht hat. Das ist also der große Segen, den die Koalition der Konservativen und Liberalen, zu denen sich nun auch die Nationalliberalen gesellt haben, dem deutschen Vaterlande gebracht hat, das ist der Segen der vielgerühmten neuen deutschen Wirtschaftspolitik.“

Ein Antrag auf Ernennung eines Reichskommissars für die nachjährige Ausstellung in Antwerpen soll abgelehnt worden sein. Hat die Regierung für ein derartiges Friedenswerk kein Geld?

In einer am Sonnabend in Chemnitz abgehaltenen Sitzung der Vereinigung sächsischer Spinneresseiger ist beschloffen worden, die Initiative zu ergreifen zur Bildung einer freiwilligen Berufsgenossenschaft im Sinne des Unfallversicherungsgegesetzes für Textilindustrie und verwandte Industriezweige im Gebiete des Königreichs Sachsen.

Dem Bericht des statistischen Bureau's in Washington zufolge landeten während des am 30. Juni 1884 beendeten Fiskaljahres in den verschiedenen Häfen der Vereinigten Staaten im Ganzen 509 834 Personen, 82 490 weniger als im Vorjahre und 209 000 weniger als im Fiskaljahre 1882. Hauptsächlich hat die Einwanderung aus England, Wales, Schottland, Irland, Deutschland, Italien, Norwegen, Canada und Schweden abgenommen. Eine Zunahme der Einwanderung ist nur mit Bezug auf Oesterreich zu verzeichnen. Folgen-

Kind, aber sie wird stolz und glücklich sein, wenn Sie einst als vornehmer und berühmter Mann wieder zu ihr kommen.“

Das arme unglückliche Kind ging leicht in die Falle, welche der verabscheute Wrigley für ihn aufgestellt hatte.

Ehe Rupert am Abend wieder im Schloß eintraf, hatte Lady Bide, die sich sehr unwohl fühlte, bereits ihr Zimmer aufgesehen. Früh am Morgen band er zwei Demden in ein Tuchentuch zusammen, legte seinen einfachsten Anzug an und ließ ein versiegeltes Schreiben zurück, das also lautete:

„Leben Sie wohl. Ich kann nicht bleiben, ich fühle mich als Bettler, als Kind des Armenhauses. Eines Tages, wenn ich aus eigener Kraft etwas geworden bin und Sie stolz auf mich sein werden dürfen, lehre ich zu Ihnen zurück.“

Um vier Uhr Morgens brach er auf. Tom Betigrew war sein Führer. Ein Andenken nahm er aus der Heimath seiner Kindheit mit, die rote Maroquinmappe. Er wußte, daß in dem einen Fach derselben zwei Pfund lagen, in dem andern sah er nicht nach.

Der Späher entriß, in welcher er bisher gelebt, der zärtlichen Fürsorge seiner dritten Mutter beraubt, der treuen Freundschaft Nura's unerreichbar, folgte Sir Rupert seinem bösen Stern und verschwand für die Seinigen so vollständig, wie einst das Kind Rupert aus seiner Wiege verschwunden war.

„Wenn ich aus eigener Kraft etwas geworden bin!“ rief Nura aus, als sie Rupert's Heilen las. „Armes, thörichtes Kind! Vellagenswerther Rupert! Weiß er nicht, daß die Jugend selbst, wenn sie rechtschaffen, offen und rein ist, unendlich viel werth ist und in sich die Möglichkeit zu jeder künftigen Größe trägt?“

Blind vor Erregung verließ Rupert das Schloß, traf außerhalb der Umgebung desselben mit Tony zusammen und eilte an seiner Seite auf verborgenen Wegen vorwärts, bis sie auf einer entfernten Wiese ein kleines Lager erreichten, welches ein Felt, einen Gellarten, eine Frau, einen Knaben, einen Stoß Nordwaaren, eine Menge glühenden Zinggeschürs, Betigrew's wissenschaftlichen Apparat, einen Mann mit einem tanzendem Bären, einen Savoyarden mit einer Orgel und einem Affen und einen Italiener mit einer Harfe umschloß.

Frau Betigrew war beschäftigt für die sämtlichen Lagergenossen das Frühstück über einem rauchigen Feuer in einem sehr schmutzigen Kaffeekeffel zu bereiten.

Tony stellte Rupert der Gesellschaft als einen jungen Freund vor und führte ihn dann in daszelt.

Zu Ruperts großem Erstaunen nahm Betigrew aus

des ist eine vergleichende Aufstellung der während der Fiskaljahre 1883—84 und 1882—83 aus den hauptfächlichsten Ländern in den vorerwähnten Häfen eingetroffenen Einwanderer:

	1884	1883
England und Wales	62 791	79 852
Irland	57 687	63 720
Schottland	10 340	19 612
Oesterreich	13 335	10 517
Deutschland	177 102	191 643
Italien	16 287	31 715
Norwegen	16 264	21 849
Schweden	24 701	34 596
Dominion Canada	58 049	64 971
Alle übrigen Länder	73 278	73 849
Total	509 834	592 324

Recht interessante Momente aus dem schwedischen Volksleben sind in den „Fünfjahresberichten“ der Provinzial-Präsidenten enthalten und die schwedische Presse beillt sich davon Auszüge zu geben. Es wird darin der Thatsache Erwähnung gethan, daß in Folge der raschen Entwicklung der Verkehrsmittel die früher so scharf ausgeprägten Eigenthümlichkeiten der einzelnen Provinzen in Bezug auf Kleidung immer mehr verschwinden. Bald genug werden die pittoresken schwedischen Volkstrachten nur noch im ethnographischen Museum zu finden und der Bewohner des Dorfes kaum noch von dem der Städte zu unterscheiden sein. Während man noch im vorigen Jahrzehnt auf dem Lande eine Gärte darin setzte, nur selbstgewebte Zeuge zu tragen, wird jetzt mehr und mehr den Fabrikstoffen der Vorzug gegeben. Die Ansprüche auf Sauberkeit und Komfort in den Wohnungen haben sich ganz erheblich gesteigert, ebenso die Lust zum Lesen, welche die Menge des heutigen Tages in Schweden erscheinenden billigen Zeitungen und Zeitschriften Vorzug leistet. Die Gemeindebibliotheken mehren sich fortwährend sowohl der Zahl wie ihrem Inhalte nach und werden im Allgemeinen fleißig benutzt. Es ist dies ein erfreuliches Zeichen der Zeit, und wenn auch in Bezug auf die Wahl der Lesestoffe noch vieles zu wünschens übrig bleibt, so kann man sich trösten mit der Thatsache, daß das Gute zuletzt doch kommt. Der Geschmack muß eben auch erst verschiedene Pfaden durchlaufen, ehe er geläutert ist. Geladelt wird der übertriebene Konsum von Landbevölkerung, welcher namentlich in den nördlichen Provinzen hervortritt, wo in den Bauernhäusern der Kaffeelocher den ganzen Tag über nicht vom Herd kommt. Indeß ist das noch immer besser als der Konsum von Spirituosen. Die Hausindustrie hat, so wird betont, nach verschiedenen Richtungen hin erfreuliche Fortschritte gemacht. Für jetzt mögen die Fortschritte noch „erfreulich“ genannt werden, allein auch in Schweden werden sich die Folgen der Entwicklung bald zeigen, welche Schäden für das Volksleben diese Fortschritte in sich bergen.

Die Agrarverbrechen in Irland haben nachgelassen und die wirtschaftliche Lage des Landes hat sich gebessert, lautete der verheißungsvolle Passus der Thronrede, mit welcher die letzte Session des englischen Parlamentes geschlossen wurde. Im nächsten Eintrage hiermit stehen die neuesten Berichte aus Dublin, die eine Erneuerung der agrarischen Unruhen in verschiedenen Gegenden der grünen Insel melden. Am Sonnabend wurden nicht weniger als drei Pächthöfe in der Nachbarschaft von Millstreet von „Mondlicht-Brüdern“ besucht. Sie verlangten Waffen, und da ihnen dieselben in einem Pächterverweigert wurden, verschafften sie sich gewaltsam Eingang und zerrückten das Mobiliar. In einem anderen Pächterhause wurden sie durch einige von dem Pächter abgefueuerte Schüsse zum Rückzug gezwungen. Die in solcher Weise heimgesuchten Pächter stehen im Verdacht, Pächthöfe pachten zu wollen, deren frühere Pächter ermittelt worden sind. Aus ähnlicher Ursache wurde am Freitag Abend unweit Ennis ein Pächter James John Mahon von drei Verwundeten überfallen und mit einem Revolver erschossen. Die Thäter entkamen und sind bis zur Stunde noch nicht verhaftet. In Monaghan, Korkommon und anderen Orten fanden während der letzten wenigen Tage nationalitische Kundgebungen statt, und die dabei geäußerte heftige Sprache der Anhänger Parnell's steht unzweifelhaft in gewissen Zusammenhänge mit dem plötzlichen Wiederaufleben der Agrarbewegung.

Wegen der beabsichtigten Säcularfeier der Revolution von 1789 durch ein großes Friedensfest, d. h. eine große Weltausstellung in Paris, sind bereits Unterhandlungen zwischen der Regierung und der Municipalverwaltung angeknüpft. Wie im Jahre 1878 soll die Stadt Paris einen Theil der Kosten zahlen. — Sollte diese Säcularfeier nicht dann mahnen, daß Franzosen und Deutsche, diese beiden ersten Kulturvölker der Welt, etwas Besseres thun könnten, als den alten Hasenbaß und die alte „Erbschindenschaft“ zu kultivieren. Wüssten die Urenkel denn nicht, daß die Generation von 1789, wo Schiller und Forster das Ehrenbürgerrecht der französischen Nation erhielten und an-

in Belgien suchen die Liberalen durch Volksversammlungen einen Druck auf die liberale Kammermajorität auszu-

einem Saak einen vollständigen Anzug von grobem Tuch, der ziemlich genau für die Gestalt des Knaben berechnet war.

„Biehen Sie dieses Gewand an, junger Herr,“ sagte Tony einnehmend, „das, welches Sie tragen, ist zu klein für die Reise und Sie sehen darin auch nicht wie einer der Unfrigen aus und könnten dadurch die Gefühle der Götter beleidigen. Mein eigener Junge ist sehr empfindsam und leicht verlegt. Er hat bitterlich geweint, als er Ihre schmutzigen Kleider sah, und geschluchzt, er wolle nicht der Diener des kleinen Edelmanns sein. Sie kennen ja das alte Sprichwort: Wenn man in Rom ist, muß man handeln wie die Römer.“

Rupert legte den groben Anzug und ein paar braune rindlederne Schuhe an, welche Tony ihm gleichfalls überreichte.

„So, das ist hübsch,“ sagte der Landstreicher freundlich. „Jetzt bist Du frei und fessellos und wirklich einer der Unfrigen. Und nun wähle Dir einen Namen, mein kleiner. Bide ist nicht der Deinige und da Du ausziehst Dein Glück zu machen, wirst Du Dir auch selbst einen Namen geben und ihn dann mit Ruhm bededen. Wie soll ich Dich den Freunden deines nennnen? Niklas Ham, oder Peter Straw oder wie?“

Rupert fand die Veränderungen, die sein freier und froher lofer Zustand erforderte, außerordentlich lästig, aber er machte sich gegen das Unvermeidliche nicht auflehnen.

„Ach werde mir den Namen Royal beilegen,“ sagte er.

„Neil, gut, meinethwegen, obgleich er ein bisschen zu nehm klingt und er meinen Jungen gewiß nicht gefallen wird.“

„Es liegt mir nichts daran, ob er Ihrem Jungen gefallen oder nicht.“

Tony sahen diese Antwort nicht recht nach seinem Geschmack zu finden, aber er schwieg und er begleitete Rupert zum Frühstück.

Rupert war weder an so frühes Aufstehen, noch an so rauhe Kost gewöhnt, die man ihm vorgesetzt und das Fröhliche der Lady Bide fühlte sich schon in dieser ersten Stunde mitten seiner zigeunerhaften Umgebung von Abscheu umgeben. Er beruhigte das Raub nicht.

Der Affe und der Bär zertrühten ihn ein wenig, kleine Betigrew'sche Robold, das würdige Kind seiner Eltern wurde in einem Rauberwälsch geführt, von dem er kaum die Hälfte verstand.

(Fortsetzung folgt.)

den, um zu verhindern, daß die Folgen des Ultramontanen Sieges allzu übermäßig ausgebeutet werden. So finden jetzt in allen größeren Städten Belgiens Manifestationen gegen das neue Schulgesetz statt. Die letzte war in Gent an der sich mehr als 10 000 Bürger beteiligten haben. Der Gemeinderath erwartete dieselben im Festsaal des Stadthauses, wo der Präsident des Liberalen Vereins eine energische Protestadresse gegen den neuen Schulgesetz-Entwurf überreichte. Der Bürgermeister erwiderte, der Stadtrath werde mit Händen und Füßen gegen die Klosterschule sich wehren. — Wenn es nur etwas nützt! Durch die lösenden Worte werden die Klerikalen nicht eingeschüchtert werden.

Die russischen Nihilisten ist jetzt mehr denn je die Rede. Die Partei scheint durch die Entdeckung der Warschauer Verschwörung durchaus nicht entmutigt sondern entschlossen zu sein, durch neue an den verschiedensten Punkten des Reichs unternommene Attentate ihre Lebenskraft zu beweisen. So soll eine furchtbare Pulverexplosion in Kasan kein Werk des Zufalls sondern eine That der Nihilisten gewesen sein, welche bereits zwei Wochen vorher gedroht hatten, daß sie die dortige Schießpulverfabrik und mehrere andere Gebäude in die Luft sprengen werden. Die Behörden beachteten die anonymen Drohungen nicht, bis am 14. d. die ganze Stadt durch eine schreckliche Detonation erschüttert wurde. Die Schießpulverfabrik und fünf andere öffentliche Gebäude flogen fast gleichzeitig in die Luft. Ueber hundert Menschen fanden dabei den Tod. Bis zum nächsten Tag lag man unter den Trümmern mehr als vierzig Leichen hervor. Unter dem Fenster des Kasaner Polizeigebäudes fand man eine Dynamitbombe. Man befürchtet weitere Attentate in Kasan, und herrscht daher in der Stadt allgemeine Bekümmerniß.

Eine grobhartige Unterschlagung ist in Rußland wieder einmal ans Tageslicht gekommen. Bei der Nikolai-Bahn wurden Malversationen zum Nachtheil des Staatsinteresses in der Höhe von zehn Millionen Rubel entdeckt. Die Bahn vermittelte den Transport von Soldaten und Kriegsmaterial höher, als den Thatfachen entsprach. Die bei dieser Bahn entdeckten Berechnungen haben hierdurch die Schadenssumme von vierzig Millionen Rubel erreicht. Regierungs-Kommissäre erscheinen an dem Unterschleife beteiligt. — Jeder stiehlt in Rußland auf's Beste!

Um die Stimmen der nordamerikanischen Arbeiter bei der Präsidentschaftswahl zu fördern, scheuen natürlich alle Parteien keine Anstrengungen. Plaine, der sich so gerne als „Beschützer der amerikanischen Arbeit“ aufstellt, resp. die „New Tribune“, hat sich indess schon eine arge Blöße gegenüber den Arbeitern gegeben. Die Eigentümer des Blattes, voran Mr. Whitale, Plaines Vorgesetzter und Rathgeber, liegen schon seit Jahr und Tag mit der Schriftsetzer-Gewerkschaft im Streit, deren Forderungen sie nicht anerkennen wollen. Wie Plaines Anhänger diesen Streit bezugeln gedenken, ist noch nicht abzusehen. Wohl oder übel werden sie sich aber dazu entschließen müssen, die Noth zur Tugend zu machen.

lokales.

Die Umrisse für das neue Reichstagsgebäude am Königsplatz werden mit jedem Tage kenntlicher. Entsprechend dem monumental Bau erhält das Fundament eine Stärke, die den nur langsamen Fortschritt in dem Aufbau erklärlich macht. Besonders vorgezeichnet ist das Fundament an der Süd- und Ostseite, woselbst auch mit dem Bau begonnen wurde. Die Anwendung von Betonmauerungen hat sich an einzelnen Stellen als notwendig herausgestellt, weil man in der zur Legung des Fundaments erforderlichen Tiefe aus feuchten Boden nicht. Das Baumaterial, wie Mörtel etc., wird auf kleinen Lokomotiven befördert, die auf provisorisch angelegten Schienen laufen.

Das Asphaltpflaster in der Leipzigerstraße zeigt obgleich jedes Jahr Renovierungsarbeiten an demselben vorgenommen worden sind, bereits wieder so zahlreiche fehlerhafte Stellen, daß sich eine sofortige Ausbesserung als dringend notwendig herausgestellt hat. Die fehlerhaften Stellen sind denn auch aufgerissen worden, um neu hergestellt zu werden. Damit der Wagenverkehr nicht gestört werde, wird jetzt bis zum Hartwerden die renovirte Fläche mit Brettern belegt.

Ausgesetzte Belohnung. Für die Angabe des Aufenthalts resp. Ergreifung des Krieger-Carl Gustav Jahrmargt, welcher bisher in der Clafstraße 24 gewohnt hat, wird seitens der hiesigen Kriminalpolizei laut heutiger Bekanntmachung an den Anschlagläufen eine Belohnung von 300 M. gezahlt. J. soll seine Kunst auf unerschlossenen Gebieten angewendet haben.

Das Garottirhum nimmt seit einiger Zeit in erschreckender Weise überhand. Noch ist nur kurze Zeit seit dem Ueberfall der Herren v. d. Lancken und van Hüll und des Grafen in der Königsstraße vergangen, da wird schon wieder ein ähnlicher Fall aus dem Norden Berlins gemeldet, in welchem ein ruhig mit einer Dame die Prenzlauer Allee entlang gehender Herr, der Kistenfabrikant Herr Thomas jun. aus der Heiligegeiststraße, in der Nähe der Weissenburger Straße von einem Strolch ohne jede Veranlassung angegriffen und mit einem Messer schwer verwundet worden ist. Da die ganze Gegend menschenleer war und der Hilferuf der Dame ungehört verhallte, gelang es dem Raubbold zu entkommen. Herr T., der sich mit Hilfe seiner Begleiterin mühsam bis zur elterlichen Wohnung in der Franckstraße schleppte, die das Ziel seines Weges war, dort aber in Folge des heftigen Blutverlustes ohnmächtig zusammenbrach, mußte sofort in ärztliche Behandlung gegeben werden. Glücklicherweise sind seine Verletzungen nicht lebensgefährlich. Daß hier etwa ein Hochsecht vorliegen könnte, muß, wie der Berl. Vörs.-C. schreibt, als ausgeschlossen betrachtet werden, denn weder Herr T., noch seine Begleiterin entfielen sich, den Strolch jemals vorher gesehen zu haben. Der Graß muß daher, wie die erst erwähnten, lediglich auf die rohe Lust an Gewaltthaten einer gewissen gemeingefährlichen Menschenklasse zurückgeführt werden. Fernerhin werden noch folgende Messerattentate gemeldet: In der vergangenen Nacht wurden in der 1. Sanitätsstraße in der Heiligegeiststraße zwei Personen die nachgesuchte Hilfe geleistet, welche mit Messerstichen traktirt worden waren. Der eine Verwundete ist der in der Langestraße wohnhafte Schlächtermeister Fritz L., welcher mit mehreren seiner Kollegen einen Streit hatte. Der bald in Thälichkeit überging, Hierbei ergriff einer der Beteiligten ein Messer und verletzete dem L. zwei Stiche an der Stirn, einen Stich in die linke Wade und endlich einen Stich in die rechte Hand. — Schlimmer kam der in der Klosterstraße wohnende Musiker G. davon. G. befand sich auf dem Nachhausewege und muß in etwas anmüder Stimmung abends einen kräftigen Mann angerepelt haben. Dieser stürzte sich auf G., warf ihn zur Erde und brachte ihm mit einem Messer sechs Stiche in den Kopf bei.

Ein Gewohnheitsmensch. Ein Hausdiener und Kassenbote machte, wie die Berl. V. erzählt, im vergangenen Jahre unerwartet eine reiche Erbschaft, nachdem er bereits über zwanzig Jahre bei bescheidenem Gehalt seine Stellung in einem Geschäftsbau der Kommandantenstraße bekleidet hatte. Mit seinem unerwarteten Erbe war ihm gleichzeitig die Verpfichtung auferlegt, ein Häuschen mit daranstoßender Gärtnerei in einem Vorort Berlins zu übernehmen. Er nahm demzufolge von seinem Prinzipal, der ihn nur ungern schied, seine Entlassung, aber die Trennung von der altgewohnten Stelle in der Kommandantenstraße behagte ihm ebensowenig, wie die geriebenen Glücksgüter, denn kaum daß er ein halbes Jahr dem Herrn und wohlhabenden Mann gespielt, kam er vor kurzem wieder als Wittkeller zu seinem früheren Herrn und dat —

um Anstellung als Hausdiener. Das Grundstück hat der wieder in Arbeit Tretende verpachtet und seit mehreren Wochen wohnt er seinem früheren Prinzipal wieder die Stiefel, laßt Rechnungen ein und ist täglich Gast — an der Hausdiener-Frühschichtbörse, wo er seinen Kollegen erklärte: „Der Teufel hole die ganze Erbschaft; ich bin glücklich, daß ich wieder Kassenbote spielen kann!“

N. Die Karli Hagenbed'sche Singhalesen-Karawane traf heute Mittag 2 1/2 Uhr, von Dresden kommend, auf dem Güterbahnhof der Anhalter Bahn ein. Dieselbe wurde von dem mehr erwähnten Aridji Bunchi Bando, Herrn Karl Hagenbed, dem hiesigen Vertreter der anthropologischen Gesellschaft empfangen. Am Bahnhofe bemerkten wir u. A. auch den Löwenbändiger Daggell, außerdem den berühmten Thiermaler Leutemann aus Leipzig, sowie verschiedene Vertreter der Presse. Die Stadt- und Ringbahn hatten eine Extralokomotive bereit gestellt und nachdem die Anwesenden eingestiegen, wurde der Train über Charlottenburg-Moabit nach dem Hamburger Bahnhof transportirt, wo auf der Rampe für den Export-Viehhandel die Ausladung stattfand. Es war hochinteressant der Ausladung der 22 Elephanten, 12 Zebus etc. beizumohnen. Von hier aus bewegte sich die Karawane nach dem „Rassen-Dreieck“, die Korna's bestiegen die Elephanten, andere Exponen-Gingeborene fährten die Zebus, und im bunten Durcheinander gelangten die 40 Männer, Frauen und Kinder in ihrem neuen Heim an, woselbst sie sich sofort einrichteten. Die Bogage, aus ethnographischen Gegenständen und Utensilien der Singhalesen bestehend, wurde auf fünf dem Führer W. Gollnow gehörigen Rollwagen befördert. Gegen 5 Uhr langte die Karawane an. Während der Nacht werden die neuesten Zugzüge Berlins ihre Wohnhäuser, „Bangolo“ genannt, aufstellen. Im Laufe des heutigen (Freitag) Vormittags werden sie Berlin besichtigen und den hiesigen Redaktionen ihre Aufmerksamkeit machen. Um 2 Uhr Nachmittags findet eine Vorstellung für das geladene Publikum statt und am Sonnabend Morgen, von früh 9 Uhr ab, werden sie sich öffentlich produziren.

Abgefahne Diebin. In dem Hür zu dem Bade-Empfangszimmer der Badeanstalt der jüdischen Gemeinde in der Heidenreuterstraße fiel dem Bademeister C. ein junges Mädchen auf, welches einen Korb mit Pflaumen nebst Waack bei sich führte und ihm Pflaumen zum Kauf anbot. C. wies das Mädchen ab und begab sich eilig in das zur Zeit nicht besuchte Empfangszimmer, woselbst er sofort sah, daß die daselbst vorhandene Wadewäsche sich in Unordnung befand. Er folgte sofort dem Mädchen und fand unter deren Schürze verborgen zwanzig Wadewäsche und ein Kolluch. Die Diebin, eine unverheiratete Strimm, ist zur Haft gebracht worden. Ihren Pflaumenhandel scheint sie nur zu dem Zwecke betrieben zu haben, um leichter Gelegenheitsdiebstähle verüben zu können.

Vom Verfolgungswahn befallen. Die Frau des Kupferfächers J., Mittelstraße 52 wohnhaft, trug schon seit einiger Zeit Spuren von Trübniß an sich. Seit Kurzem bildete sie sich ein, wegen eines Diebstahls, der in dem Hause vor längerer Zeit ausgeführt worden war, polizeilich verfolgt zu werden. Die bedauerliche Frau mußte gestern zur Explorirung ihres Geisteszustand nach der Neuen Charité überführt werden.

Selbstmordversuch wegen eines Stückes Seife! Eine Frau gab am Dienstag ihrem Dienstmädchen mehrere Stücke Seife zur Wäsche, von denen das Mädchen ein kleines Stück für sich behielt und es in ihrem Soinde verwahrte. Als sie mit der Wäsche fertig war, fragte ihre Dienstherrin, welche zufällig das entwundene Stück Seife gefunden hatte, ob sie alle Seife verbraucht hätte, was das Dienstmädchen bejahte. Nachmals befragt, gab sie wieder eine bejahende Antwort und als sie selbst das dritte Mal bei ihrem Zeugnien blieb, da zeigte ihr die Frau die übriggebliebene Seife und machte ihr über ihr Verhalten Vorwürfe. Das Dienstmädchen nahm sich dieselben so zu Herzen, daß sie den Entschluß faßte, ihrem Leben gewaltsam ein Ende zu machen, zu welchem Zweck sie unbedacht gegen Abend die Wohnung der Herrschaft verließ und sich nach der Ringbahn begab, wo sie sich zwischen Schöneberg und Friedenau auf die Schienen legte, um sich von einem Eisenbahnzuge tödten zu lassen. Obwohl nun aber dieser Wunsch der Unglücklichen nicht in Erfüllung gegangen ist, so wurde ihr doch von dem vorbeifahrenden Eisenbahnzuge ein Arm abgetrennt und sie an einem Bein so schwer verletzt, daß dasselbe noch am Abend in der Charité, woselbst sie gebracht worden war, amputirt werden mußte. Begreiflicherweise ist die Aufregung über diesen Fall in den beteiligten Kreisen sehr groß und wird Alles aufgebracht, um das Leben der so schrecklich Verwundeten zu erhalten, doch ist ihr Auskommen zweifelhaft.

Die Leiche eines ungeborenen Knaben, eingehüllt in einen mit dem roth-eingestrichenen Buchstaben „B“ versehenen Lappen ist gestern hinter dem Grundstück Schloßfreiheit Nr. 6 aus der Spree herausgeholt worden. Die Mutter des Kindes ist bisher nicht ermittelt.

Gerichts-Zeitung.

Wie leicht Jemand auf die Anlagengasse kommen kann, das bewies wiederum eine Verhandlung vor der 89. Abtheilung des Schöffengerichts gegen den Schriftsetzer H. wegen Unterschlagung. H. war am 15. Juni mit einigen Freunden, dem Schriftsetzer A. und dem Schuhmacher S. in einem Lokale in der Voßringstraße zusammen gewesen, wo sie dem edlen Gerstenjaße alle Ehre anthaten, so daß der Vetter, Schuhmacher S. per Droschke nach Hause befördert werden mußte. H. befand es für gut, dem S. die Uhr abzunehmen, weil er der Ansicht war, daß dieselbe dem vollständig verauschten leicht abhandeln könne; er begleitete ihn in der Droschke bis vor das Haus, in welchem S. wohnte und begab sich dann, weil er ebenfalls ziemlich angestrunken war, nach Hause. Einige Nachbarn trugen den vollständig berauschten S. die Treppen hinauf in seine Wohnung und hier gewahrte dessen Vater, daß seinem Sohne Uhr und Kette fehlten. Da der S. am nächsten Morgen über den Verbleib von Uhr und Kette keine Auskunft geben konnte, so wandte sich der Vater an die Polizei, welche auch bald ermittelte, daß die Schriftsetzer H. und A. mit dem jungen S. am Abend zuvor gekneipt hatten. Der Vater des S. bezog sich sofort nach der Wohnung des H. und erhielt auf Verlangen von dessen Schwester die Auskunft, daß ihr Bruder Uhr und Kette an sich genommen, derselbe habe sich aber in aller Frühe auf eine Landpartie gegeben. Während der Landpartie nun hatte S. seinem Kollegen A. die Uhr übergeben, jedoch mit der Bemerkung, daß sie nicht sein Eigentum sei und er die Absicht habe, dieselbe morgen dem Eigentümer wieder zurückzugeben, woran er heute durch die Frühpartie gehindert gewesen sei. A. behielt im Laufe des Tages die Uhr und als am späten Abend die Heimfahrt beendigt war und die Theilnehmer sich einzeln nach Hause begaben, vergaß A. dem H. die Uhr zurückzugeben. Am nächsten Morgen wurde H. zur Polizei geführt, wo er den Sachverhalt in der geschriebenen Weise ausführte. Die Polizei ließ die Uhr von den A. holen und stellte dieselbe dem rechtmäßigen Eigentümer wieder zu. Gegen H. wurde aber die Untersuchung wegen Unterschlagung eingeleitet. Der im gestrigen Termin als Zeuge vernommene Vater des S. war jedoch der Ansicht, daß dem H. die Absicht, die Uhr für sich zu behalten, wohl nicht zuzutrauen sei, er glaube, daß wenn H. nicht auf der Landpartie gewesen wäre, derselbe die Uhr schon am nächsten Morgen abgeliefert hätte. Der ebenfalls als Zeuge vernommene A. bezeugte, daß S. zu ihm auf der Landpartie grüßelt habe, die Uhr sei nicht sein Eigentum und er werde dieselbe nach Beendigung der Partie, resp. am nächsten Mor-

gen, dem Eigentümer wieder zustellen. Aus den Aussagen der Zeugen kam der Gerichtshof zu der Ueberzeugung, daß H. in der That die Absicht hatte, die Uhr zurückzugeben und nur durch die unternommene Partie davon abgehalten worden sei. Deshalb wurde H. freigesprochen und die Kosten des Verfahrens der Staatskasse zur Last gelegt.

Welche Noth die Stellenlosigkeit unter den Handlungsgehülften erzeugt, ging aus einer Verhandlung des Schöffengerichts gegen den Handlungslohnist J. hervor, welcher unter der Anklage des Diebstahls die Anlagengasse betreten mußte. Derselbe wohnte bei der unerehrl. R. in Chambre garni und hatte derselben aus einem Kleiderständer einen schwarzseidenen Paletot entwendet, welchen er dann bei einem Rücklaufhändler versteckte. Der Angeklagte ist geständig, bittet aber den Gerichtshof um eine milde Strafe, weil er trotz aller Mühe nicht im Stande gewesen sei irgend eine Stellung zu finden. Er habe den Paletot mit der Absicht versteckt, denselben sofort wieder einzulösen, sobald er die nöthige Summe verdient hätte. Inzwischen sei er, weil er die Miete nicht aufbringen konnte, von seiner Wirthin auf die Straße gesetzt, dadurch sei es ihm nicht nur zur Unmöglichkeit geworden, den Paletot wieder einzulösen, sondern er sei auch dadurch noch tiefer ins Elend gerathen. Der Staatsanwalt nahm an, daß der Angeklagte durch die Noth zu dem Vergehen getrieben sei und beantragte eine Gefängnißstrafe von einer Woche. Der Gerichtshof verurtheilte den Angeklagten nach dem Antrage des Staatsanwaltes.

Ein Akt aus der gegenwärtigen Lohnbewegung gelangte heute unter dem Gesichtspunkt der Verletzung des Vereinsgesetzes zur Kognition der 97. Abtheilung des hiesigen Schöffengerichts. Auf der Anlagengasse hatten Blag genommen die Tischlergehilfen Emil Bruno Paul, Rudolf Ferdinand Scherer, Johann Hermann Kollien, Karl Erich Hermann Redt und Franz Xaver Koenig. Die sämtlichen Angeklagten sind in der Koesener'schen Pianofortefabrik in der Schönhauser Allee beschäftigt. Als den Arbeitern derselben am 3. April cr. eine Lohnreduktion in Aussicht gestellt worden, wurde von einem derselben ein Zettel in Zirkulation gesetzt, nach welchem behufs Besprechung der drohenden Lohnreduktion die Betheiligten im Lindeschen Restaurant, Schönhauser Allee 45, zusammenkommen wollten. Es hatten sich demgemäß fast sämtliche Arbeiter der Fabrik in dem bezeichneten Lokal eingefunden, wo sie im geöffneten Saale Platz nahmen. Da durch das Durcheinanderreden der Väim ein zu großer Lärm wurde, forderten die Anwesenden ihren Kollegen Paul auf, doch die Ordnung ein bißchen aufrecht zu erhalten, zu welchem Zweck derselbe die Kollegen, welche sprechen wollten, aufforderte, aufzustehen. In diesem Moment kamen einige Polizeibeamte herzu, welche, da die Versammlung nicht angemeldet war, dieselbe auflösen. In weiterer Folge wurden Paul als Leiter dieser von einem Unbekannten einberufenen Versammlung, in welcher öffentliche Angelegenheiten erörtert wurden, die übrigen Angeklagten als Redner durch polizeiliches Strammmandat in eine Strafe von je 15 Mark ev. je drei Tagen Haft genommen. Hiergegen erhoben sie Widerspruch, auf dem hin die Sache zur gerichtlichen Verhandlung gelangte. Rechtsanwalt Dr. Venheer beantragte Aufrechterhaltung des Polizeimandats, während Rechtsanwalt Kadewig als Vertheidiger ausführte, daß keines der Erfordernisse des Vereinsgesetzes vorliege; es habe nämlich weder eine Versammlung stattgefunden, noch seien bei der zwanglosen Zusammenkunft öffentliche Angelegenheiten erörtert worden, als welche die Verhältnisse einer Arbeitsstätte nicht angesehen werden konnten. Der Gerichtshof trat dieser Auffassung bei und sprach deshalb die Angeklagten frei.

Eine Diebes- und Hehler-Bande aus 8 Köpfen bestehend, beschäftigte gestern die 4. Ferienstrassammer des Landgerichts I in längerer Verhandlung. Sämtliche Angeklagte befinden sich noch im jugendlichen Alter — der Älteste zählt 25 Jahre — sind aber mit Ausnahme von zwei sämtlich wegen Eigenthumsvergehen vorbestraft, einige bereits mit Zuchthaus. Der gefährlichste der Bande ist der „Arbeiter“ Adolf Zimmermann, in Verbrecherkreisen unter dem anmutigen Namen „der Wärmwolf“ bekannt, die Angeklagten „Maler“ Wilhelm Baskel, der „Arbeiter“ Friedrich Werner stehen dem Erstgenannten würdig zur Seite, während die übrigen fünf Angeklagten, die sogenannten Arbeiter Karl Göbe, Alfred Schumann, Edmund Paul, Oswald Stange und Otto Paul noch nicht auf der Bahn des Verbrechens soweit vorgeschritten sind, wie die ersten drei Angeklagten, welche des wiederholten schweren Einbruchs beschuldigt waren, während den genannten fünf Mitangeklagten Beihilfe dazu und Hehlerei zur Last gelegt wurden. Als der kleine Frankfurter 16 wohnhafte Grüntramhändler am Vormittage des 22. April cr. vom Markte nach Hause kam, fand er seine auf dem Hofe belegene Parterrewohnung erbrochen vor. Diebe hatten derselben einen Besuch abgestattet und an Werthgegenständen mit sich genommen, soviel sie, ohne Aufsehen zu erregen, fortschleppen konnten. Kurz vorher waren auch bei dem Schlächtermeister Grabert, Clafstraße, sowie bei dem in der Großen Frankfurterstraße wohnhaften Fabrikanten Löwenthal Einbrüche ausgeführt worden und war die Kriminalpolizei nach dem obliegenden Befund überzeugt, daß hier dieselben Personen ihre verbrecherische Thätigkeit entwickelt hatten. Dem Kriminal-Schumann Eckert gelang es auch, die ganze Gesellschaft in einer Kasseklappe, Kl. Frankfurterstr. dingfest zu machen, und wenn die Haupttrüdführer sich auch rundweg auf's Zeugnen legten, so zogen es einige der Verhafteten doch vor, ein offenes Geständniß abzulegen. Im gestrigen Termine wurde der Angeklagte Zimmermann am schwersten belastet und traf diesen eine Zuchthausstrafe von fünf Jahren, Raschle wurde zu drei Jahren und Werner zu 15 Monaten Zuchthaus verurtheilt. Die übrigen Angeklagten wurden mit Gefängnißstrafen von 6 bis 12 Monaten belegt. Bei dem Rücktransport der Gefangenen nach ihren Zellen entspann sich auf dem Korridor des Gerichtsgebäudes eine turbulente Scene, in lauter Weise machten sie ihrem Unmuth über das ihnen subditirte Strafmaß Luft, einige fingen auch an, sich den Beamten thätlich zu widersetzen, doch gelang es dem energischen thätkräftigen Eingreifen der Beamten, die Meuterei im Keime zu ersticken.

Arbeiterbewegung, Vereine und Versammlungen.

Eine äußerst lebhaft Agitation herrscht gegenwärtig unter den Cigarren- und Tabakarbeitern Berlins behufs Rassenaustritt aus der alten Gewerks-Kassenkasse und Uebertritt zur Central-Kassen- und Sterbekasse der Tabakarbeiter Deutschlands (C. K.) mit dem Sitz in Hamburg und fand zu diesem Zwecke am Mittwoch Abend in Bögom's Brauerei vor dem Prenzlauer Thore wiederum eine zahlreich besuchte Versammlung statt, in welcher Herr Venner die Statuten der Central-Kassenkasse veröffentlichte und erläuterte. Nachdem schon vor 3 Wochen im „Univerrum“ eine gleiche Versammlung dem Wunsche Ausdruck gegeben, baldmöglichst eine Filiale in Berlin zu errichten, wurde auch hier wieder der Central-Kasse allseitige Sympathie entgegengebracht. Die einzige Klippe, welche sich dieser Strömung entgegenstellt, ist, daß ein bedingungsloser Uebertritt aus der alten in die Central-Kasse nicht statthaft ist. Hier kommt jedoch ein anderer Moment wesentlich zu Hilfe, der Umstand nämlich, daß sich neben der alten hierorts bereits eine neue (freie Kasse) Kasse gebildet hat und zögerte Herr Venner ziemlich deutlich den Weg, auf welchem die schwebende Klippe zu umgehen und das erstrebte Ziel zu erreichen sei, nämlich Massenübertritt aus der „alten“ zur „neuen“ Kasse und sodann Anschluss in corpore an die Central-Kasse. Daß man in der neuen Kasse diesem Pro-

jetzt nicht ungenügend gegenübersteht, was aus den Äußerungen des Herrn Dolzengel, Vorstandsmittglied der neuen Kasse, zu entnehmen, welcher sich entschieden für die Zentralkasse ausspricht. Eine Filiale der Hamburger Kasse wird schon in nächster Woche hier errichtet werden, da schon vielfach Einzeichnungen zum Beitritt stattgefunden. Die am Montag Abend bei Seefeld, Grenadierstraße 33, stattfindende Generalversammlung der Mitglieder der alten Kasse wird voraussichtlich in dieser Angelegenheit das entscheidende Wort sprechen. Anschließend hieran referierte Herr Laske über den Breslauer Streit. Seit Einführung der erhöhten Tabaksteuer habe sich die Lage der Tabakarbeiter wesentlich verschlechtert und seien die drei Kardinalschäden die vorwiegend weibliche Arbeit, welche die kostspieligere männliche ersetzt, die Buchhausarbeit, welche es den freien Arbeitern unmöglich macht, sich gegen den Druck der Verhältnisse aufzulehnen und drittens die Hausarbeit, welche schon das Kind in der Wiege vergiftet. Nur auf gesetzlichen Wege könne der gefahrlosen Ausbeutung des Schwachen durch den Starke gesteuert werden. Vor Allem müsse man sich einigen und organisieren. Wenn erst jeder Einzelne die Interessen der Gesamtheit vertritt, dann wird auch für Berlin eine bessere Zeit kommen, und empfahl Herr Venner den Beitritt zum Unterstützungsverein der deutschen Tabakarbeiter.

T. Der Arbeiter-Bezirksverein im Osten hielt am 19. d. M. eine Versammlung in Robrman's Salon, Frankfurter Straße 117 ab und hatte das Referat über das Thema „Reform der Schule“ Herr Dr. Heimann übernommen. Redner führt im Verlaufe seines überaus lehrreichen Vortrages ungefähr folgendes aus: Der Zeitpunkt, als die Schule von der Kirche getrennt wurde, ist als die größte Errungenschaft seiner Zeit zu betrachten. Man muß dem Minister Halt Dank wissen, daß er es war, der den ersten Schritt in dieser Angelegenheit that. Allerdings macht sich jetzt wieder auf dem Gebiete der Schule ein Zug nach rückwärts geltend, der alles das, was bisher auf dem Gebiete der freien Entwicklung der Schule errungen wurde, zerstören will. Redner verliest einen Lehrplan für den Regierungsbezirk Gumbinnen, der unter Anderem einen wöchentlich 10 stündlichen Religionsunterricht fordert. Redner ist der Meinung, daß die Verquickung aller Lehrgegenstände mit religiösen Begebenheiten bloß schädlich auf das Gemüth des Kindes wirken, da die Lehrtage einer jeden Religionsgesellschaft im Gegensatz der andern ausläuft, und so nur dazu angethan ist, Haß und Bitterkeit gegen Andersgläubige in die Herzen der Kinder zu säen. Und es muß eine Hauptforderung unserer Zeit sein, daß der Religionsunterricht gänzlich aus der Schule verbannt wird, um in die Hände der Eltern gelegt zu werden. Die historischen Begebenheiten können eben so gut mit dem Geschichtsunterricht verbunden werden. Ueber die Erziehung der Kinder sagt Referent, daß der Lehrer und die Eltern harmonisch zusammen wirken müssen. Aber unter den heutigen sozialen Zuständen ist es dem größten Theil des Volkes, vornehmlich den Arbeitern nicht möglich, ihren Kindern das zu Theil werden zu lassen, um die Saamenkörner, die der Lehrer in die Brust des Kindes sät, zur Reife zu bringen, da in den überaus meisten Fällen das Kind des Arbeiters sich selbst überlassen ist und hier gerade gilt es, den Hebel anzusetzen, um eine Bessergestaltung der Dinge herbeizuführen. Vom Lehrer fordert der Vortragende, daß er in jeder Hinsicht als ein Muster in sittlicher Beziehung dastehet. Er kann die Thaten großer Männer, die Begebenheiten eines Volkes noch so begeistert vortragen, sie werden ihre Wirkung auf das Gemüth des Kindes verfehlen, wenn es ihm selbst nicht aus dem Herzen kommt, von ihm gelten nicht die Worte des Kanzelredners: „Nichtet euch nach meinen Worten, und nicht nach meinen Thaten.“ Der Redner kritisiert längere Zeit den Werth biblischer Geschichten in der Schule und sagt: Geradezu verwerflich wirkt das Lehren von biblischen Begebenheiten, wenn dieselben durch die trivialsten Gegenstände bewiesen werden. So soll unter andern ein Heißlicher in Sachen die Dreieinigkeit Gottes an einer 3 jingigen Gabel zu erklären gesucht haben. Ueberhaupt kann man nach den neuesten Bibelforschungen die ganze Bibel nur als ein literarisches Sammelwerk betrachten, jenes hohe Lied Salomonis ist weiter nichts, als ein dramatisches Liebesgedicht und die Worte: „Es steht geschrieben“ haben heute nur denselben Sinn wie ein Citat aus Schiller oder Goethe. Referent betont in seinem Schlussworte, daß man dafür eintreten müsse, die Macht des Wissens immer zugänglicher zu machen. Die Lösung eines jeden denkenden Menschen muß ein freier Staat, eine freie Kirche und Schule sein. An der Diskussion betheiligen sich die Herren Behrendt, Leo Joseph und in hervorragender Weise die Herren Voigt und Schriftsteller Schwenhagen. Vor Schluß der Versammlung nimmt Herr Blum vom Vergnügungs-Komitee das Wort und ladet alle Mitglieder und Gönner des Vereins auf Sonntag, den 31. August, zu einer Herrenpartie nach Cöpenick ein, und ersucht um recht rege Theilnahme. Die Abfahrt erfolgt Vormittags um 9 Uhr 30 Min. vom Schleifischen Bahnhof. Der erste Vortagende theilt der Versammlung noch mit, daß die nächste Versammlung am Mittwoch, den 3. September in demselben Lokal stattfindet und wird Herr Schriftsteller Schwenhagen einen Vortrag halten. Dierauf folgt um 11 1/2 Uhr Schluß der Versammlung.

In der Versammlung des Vereins Berliner Buchdrucker und Schriftsetzer, welche vergangenen Mittwoch in Staats Salon, Sebastianstraße, stattfand, kamen in erster Linie verschiedene tarifwidrige Zustände in einigen hiesigen Buchdruckerien zur Sprache. Namentlich wurde die Handlungsweise des Buchdruckerbesizers Boll, welcher Vorstandsmittglied des Vereins Berliner Buchdruckerbesizer ist, und fort und fort Theaterarbeiten tarifwiderig bezahlt, scharf beleuchtet und von verschiedenen Rednern die Ansicht ausgesprochen, daß es an der Zeit sei, wenn ic. Boll seine Handlungsweise nicht ändere, sein Geschäft für Vereinsmitglieder zu schließen. Einen Kollegen, der dort in Arbeit gestanden, wurde von der Versammlung die Mahregelungsunterstützung zugesprochen. — Bei einem weiteren Punkt der Tagesordnung: „Wie verhält sich der Verein zur Krankenkassenfrage“ kam ein Artikel der

hier erscheinenden „Buchdruckerzeitung“ zur Verlesung, welcher in der gehässigsten Weise die Hilfen, welche sich nicht ein nach ihrer Meinung schädliches neues Krankenkassenstatut aufhalsen wollen, angreift. Der Artikelschreiber droht, daß künftig die Frage der Prinzipale beim Konditionsfinden nicht mehr lauten würde: „Sind Sie Vereinsmitglied“ sondern „Welcher Krankenkasse gehören Sie an?“ u. s. w. — Der Vorsitzende brachte alsdann ein Birkular zur Verlesung, welches vom Vorstand des Vereins Berliner Buchdruckerbesizer erlassen ist und welches die Prinzipale zu einer Versammlung einladet, um die Krankenkassenfrage zu besprechen. Der Vorsitzende, Herr Eiser, erklärt, daß es nicht die Absicht der Vereinsmitglieder sei, wie jener Artikel in dem Prinzipalblatt behauptet, die Angelegenheit zu verschleppen, im Gegentheil, ihnen sei es recht, wenn so bald wie möglich ein brauchbares neues Statut vorgelegt würde, aber so lange der Zwang bestehe, daß alle Hilfsarbeiter, als Maschinenmädchen, Radfahrer, Lehrlinge aufgenommen werden müßten, würde sich die Mehrzahl der Kollegen ablehnend verhalten, da die Beiträge zu der Kasse immer größer werden würden. Der Vorstand habe beschlossen, einen Statutenentwurf drucken und den Mitgliedern vorlegen zu lassen, welcher den Titel führen soll „Krankengeldzuschuß- und Begräbniskasse“. Nach dem Entwurf soll ein Krankengeldzuschuß von 1 M. 50 Pf. pr. Tag und ein Sterbegeldzuschuß von 100 M. gezahlt werden. Da die Vereinsmitglieder in ihrer Mehrheit der Zentral-Krankenkasse angehören, so würde für die der neu zu errichtenden Ortskasse nicht beitretenden Kollegen kein Schaden in Betreff des Krankengeldes erwachsen. — Herr Viskost schlägt vor, keine besondere „Zuschußklasse“ zu gründen, sondern einen Postus im Statut aufzunehmen, wonach alle Vereinsmitglieder im Erkrankungsfall einen Zuschuß erhalten. Herr Stolle widerspricht dem, da eine derartige in das Statut aufgenommene und von den Mitgliedern rechtlich zu verlangende Unterstützung der staatlichen Genehmigung bedürfe. Er empfiehlt eine Zuschußklasse und zwar als eingeschriebene Hilfsklasse. Herr Gallinet wundert sich, daß die „Buchdruckerzeitung“ darüber erlaucht sei, daß er vor 14 Tagen in der Generalversammlung den Antrag gestellt habe, über den neuen Entwurf zur Tagesordnung überzugeben. Bekanntlich habe der so „liberale“ Magistrat einen Ulas erlassen, wonach kein Antrag zur Debatte gestellt werden dürfe, der die Auflösung der Kasse oder die Umänderung in eine Hilfsklasse bezwecke, man könne mithin nicht anders, wie er gethan, handeln. Wenn auch der Magistrat beim Oberpräsidenten dahin eingekommen sein soll, daß das Hilfspersonal nicht in die Krankenkasse aufgenommen werden solle, so würde sich doch nach seiner Meinung ein derartiger Beschluß nicht halten können, da dem Magistrat schließlich das Krankenkassenwesen über den Kopf wachsen werde, wenn alle Hilfsarbeiter eigene Kassen schaffen wollten. — Herr Werner glaubt nicht, daß der Oberpräsident bei den Buchdruckern eine Ausnahme machen werde. Er begreife nicht, wie die Prinzipale, die doch in den meisten Fällen ihr Geld gern für sich behalten, auf einmal so freigebig ein Theil der Beiträge ihrer Arbeiter zahlen wollen. Die Arbeiter, welche für Beibehaltung der alten Kasse seien, bemühend er, da er noch nie gesehen, daß man sich an einen leeren Geldsack, wie es hier der Fall, gehalten habe; er empfehle aufs Dringende eine Zuschußklasse. — Ein Antrag: „Den vom Vorstande ausgearbeiteten Entwurf sofort drucken und den Mitgliedern zugehen zu lassen sowie in nächster Zeit eine Versammlung einzuberufen“ wurde, nachdem noch einige Redner gesprochen, angenommen, und die Sitzung nach Erledigung des Tagesprogramms um 1/2 Uhr geschlossen.

Die konstituierende (erste) Mitgliederversammlung der hiesigen Filiale der neuen „Central-Kranken- und Sterbekasse“ (E. S.) der Tapezierer und verw. Berufsgenossen Deutschlands, welche am Dienstag Abend in Gradow's Bierhallen stattfand, ergab hinsichtlich des Uebertrittes von der alten ortstatutarischen zur neuen Centralkasse ein für den Anfang sehr respectables und befriedigendes Resultat, indem sich die Zahl der zu derselben übergetretenen Mitglieder bereits auf 136 bezifferte. Der Vorstand der Filiale wurde wie folgt zusammengesetzt: Die Wahl zum Bevollmächtigten fiel auf Herrn Niemann, Wallstraße 3-4, die zum Kassirer auf Herrn Beder, Rosigstraße 18, und die zum Schriftführer auf Herrn Müller, Kottbuserstraße 66. Zu Revisoren wurden gewählt die Herren Taube, Hamann und Westphal; zu Kranken-Kontrollanten die Herren Rischke, Kenter, Kluge, Schäfer, Allmer, Berwin und Sander. Zur Aufnahme neuer Mitglieder sind, wie beschlossen wurde, von Sonntag, den 21. d. M., ab bis auf Weiteres designirt die Herren Niemann und Beder, sowie im Central-Arbeitsnachweis-Bureau der Tapezierer, Seidelstraße 16, wofür gleichfalls Aufnahmen vorgenommen werden, Herr Engel. Der in der Versammlung nach beendigtem Mandat sich auflösenden Reiner-Kommissionen zur Einführung der neuen Central-Kasse votirten die Kassensmitglieder ihren Dank durch Erheben von den Sitzen. Die nächste öffentliche Mitgliederversammlung der Berliner Filiale findet sämtliche Woche am Donnerstag, den 23. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, in Gradow's Bierhallen in der Kommandantenstraße statt. Auf der Tagesordnung steht die Beratung von Statutenänderungs-Anträgen resp. Vorschlägen für den vom 21. bis 23. i. M. in Hannover abzuhaltenden ersten Delegirtenstag der Kasse. Gäste haben Zutritt und neue Mitglieder werden aufgenommen.

Das Unwesen der Lombard-Ausverkäufe und der Waarenabzahlungsgeschäfte wurde gestern Abend eingehend in einer zahlreich besuchten Schneiderversammlung erörtert, die im Louisenstädtischen Konzerthaus tagte. Diese Ausverkäufe sind nach den Ausführungen des Referenten Geschäfte, welche angeblich nur Sachen verkaufen, die verpfändet gewesen sind und nicht eingelöst sind. Man gebraucht diesen Vorwand — denn ein Vorwand ist es nur, um bei der Masse des Volkes den Glauben zu erwecken, daß in diesen Geschäften gute Sachen besonders billig zu kaufen seien. Um diesen Glauben noch zu bestärken, tragen die Kleidungsstücke, die man dort erhandeln kann, zumeist noch Etiquettes mit dem Namen auswärtiger Schneidermeister. In Wirklichkeit sind diese Sachen

aber hier in Berlin selbst speziell für diese Geschäfte aus den denkbar schlechtesten Stoffen und zu den allergeringsten Preisen angefertigt worden. Der Geschäftsbetrieb der Lombardausverkäufe giebt dem Händler unter dem Mühlendamm nichts nach. Namentlich sind es die drei Geschäfte, die sich gegenseitig die unerbittlichste Konkurrenz machen. Diese halten sogen. Aussteher, die für 3 M. Salair und freie Kost die Aufgabe haben, Kauflustige „anzufangen“, wie der Fachausdruck heißt. Der Hauptumsatz wird Sonntags erzielt, wo die Einnahme solcher Geschäfte zuweilen 800 M. und mehr beträgt. Die Käufer fallen selbstredend mehr oder weniger rein und müssen oft mehr als das Doppelte des Wertes zahlen. Es wurde konstatiert, daß man im Allgemeinen mit der ersten Anzahlung den vollen Werth der Sachen bezahlt. Zum Beweis dafür wurde eine in einem solchen Geschäft für 12 M. gekaufte Dose vorgezeigt, deren realer Werth allseitig auf 6 M. geschätzt wurde. Eine längere Diskussion entspann sich über die Frage, wie diesem Unwesen entgegenzutreten sei. Schließlich gelangte eine Resolution zur einstimmigen Annahme, wonach die Versammlung ihre Mitbürger vor den in Berlin so zahlreich auftretenden Lombard- und Waarenabzahlungs-Geschäften warnt, indem Jeder, der von dort Waaren entnimmt, über Vortheil wird. Es sollten die Arbeiter namentlich in jener Hinsicht beim Einkauf Vorzicht gebrauchen, indem mancher Krankheit, welche in den alten Sachen steckt, durch diese in die Familie des Käufers übertragen werden kann.

Anruf!
Alle diejenigen Kollegen, welche sich bis zum 1. August dieses Jahres zum Uebertritt in die Centralkasse der Tischler und Berufsgenossen gemeldet haben, werden ersucht, sich die Bücher bis zum 25. August von den bekannten Zahlstellen abzuholen, da sie sonst in die Lage kommen, noch die nächste Auflage bezahlen zu müssen. Außerdem werden für den Frankfurter Thorbezirk Uebertrittserklärungen noch bis zum 25. August bei Herrn Vorenz oder in den Zahlstellen entgegengenommen. Zu gleicher Zeit machen wir auf § 26 des Reichskrankenkassengesetzes aufmerksam und ersuchen alle Kollegen sich denselben genau durchzulesen.
Mit kollegialischem Gruß
M. Vorenz.

Die Mitglieder der Central-Kranken- und Begräbnis-Kasse der Buchbinder und verwandten Geschäftszweige (E. S.) werden hierdurch nochmals darauf aufmerksam gemacht (siehe Inserat), daß am Sonntag, den 21. d. M., Vormittags, eine außerordentliche Generalversammlung stattfindet. Tagesordnung: 1. Abänderung des Statuts nach den Bestimmungen des Reichsgesetzes. 2. Rechnungslegung der Jahresrechnung vom Jahre 1883. 3. Verschiedenes. Der Vorstand ersucht im Interesse jedes Einzelnen um zahlreichen Zutritt. NB. Am Sonnabend findet der Empfang der auswärtigen Delegirten im Rassenlokal, Alte Jakobstraße 120, statt.

Eine große öffentliche Versammlung (sämmlicher Riegel- und Schieferdecker Berlins und Umgegend) findet am Sonntag, den 21. Vormittags 10 Uhr, im Lokal des Herrn Weil, Alexanderstr. 31, statt. L. O.: Die Nothwendigkeit einer gemeinschaftlichen Organisation, Referent Herr Mag. A. Benschiedenes. Die Kollegen werden ersucht, alle am Plage zu sein. Auch die hiesigen Vereinsmeister, sowie selbstständigen Dachdecker sind zu dieser Versammlung eingeladen. Sämmliche Delegirte von außerhalb sind anwesend. Der Innungs-Vorstand ist zu dieser Versammlung brieflich eingeladen.

Die Wappnarbeiter halten, berufen durch die Lokalkommission der Buchbinder u. am Sonnabend, den 21. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, im Café Löber, Melchiorstr. 15, eine öffentliche Versammlung ab. Auf der Tagesordnung steht: Die Uebelstände in der Wappenbranche zu besichtigen. Referent Herr M e h n e r t. Jedem Wappnarbeiter ist der Besuch dieser Versammlung zu empfehlen.

Im Fachverein der Tischler findet Sonntag, 21. August, ein Ausflug nach „Sabowa“ statt. Abfahrt vom Schleifischen Bahnhof Nachmittags 2 Uhr. Für Belustigungen ist bestens gesorgt.

Eine Delegirten-Versammlung der Schneider findet heute Freitag in Gradow's Bierhallen, Kommandantenstraße Nr. 77-79 statt und fordert die Lohn-Kommission der Berliner Schneider hauptsächlich die Arbeiter der Firma S. Adam, Leipzigerstraße 103, auf, recht zahlreich zu erscheinen.

Vermischtes.

Gefälschte Butter. Ein Bäuerlein, „schlecht und recht“, Josef Schmitt aus Neustadt im Herzogthum Nassau, betreibt einen ziemlich umfangreichen Butterhandel und zwar in der Weise, daß er die Butter von kleineren Bauern in seiner Heimath in einzelnen Pfunden aufkauft und dieselbe Montag in Köln und Deutz verkauft. Auf eine gemachte Anzeige nahm der Polizeikommissar von Deutz zwei Proben von Schmitt's Butter und schickte dieselben zur Untersuchung an Herrn Chemiker Kpl. Bei der Analyse ergab sich, daß die Butter 30 pCt. Margarin enthielt, weshalb Schmitt wegen Fälschung angeklagt wurde. Das Schöffengericht hatte jedoch den Mann von mehreren Monaten freigesprochen und zwar mit Rücksicht darauf, daß Schmitt die Butter selbst partienweise aufkauft und wohl auch nicht die Fähigkeit besitze, die Waare auf ihre Echtheit zu prüfen. Wegen dieses schöffengerichtlichen Urtheils war von der Staatsanwaltschaft nur Berufung eingelegt worden und kam die Sache vor der Ferienstrafkammer nochmals zur Verhandlung. Letztere verurtheilte den Schmitt zu einer Geldstrafe von 50 M. eventuell zehn Tagen Haft, aber nicht wegen Fälschung, sondern wegen der Fälschbarkeit, gefälschte Nahrungsmitteln in den Handel gebracht zu haben.

Briefkasten der Redaktion.

A. S. Gallestr. Rein, Herr Karl Rosenthal wohnt Charlottenstr. 84 und ist Kaufmann. Unseres Wissens hat sich derselbe niemals mit Reporierereien abgegeben.

Theater.
Freitag, den 22. August.
Opernhaus: Undine.
Schauspielhaus: Keine Vorstellung.
Deutsches Theater: Geschlossen.
Neues Friedrichs- Wilhelmstädtisches Theater: „Der Bettelstudent.“
Wallner-Theater: Hotel Blancmignon.
Ostend-Theater: Geschlossen.
Walhalla-Operetten-Theater: Nanon.
Königsstädtisches Theater: 113. Opern-Vorstellung. Belshazzar. Historisch-lyrische Oper in 3 Akten. Musik von G. Donizetti.
Revuealliance-Theater: „Buchholzen's.“

Arbeitsmarkt.
Geübte Plattenschneider und sonstige Schnitarbeiter sind zu erlangen Kottbuserstraße 123 im Arbeitsnachweis-Bureau der Metallarbeiter. 615
Ebenfalls erhalten Metalldreher und Metallschleifer unentgeltlich Arbeit nachgewiesen.

Die statistischen Wabltafeln sind soeben erschienen und in der Expedition des „Berliner Volksblatt“, Zimmerstr. 44, zu haben.

Generalversammlung der Mitglieder der Zimmergesellen-Kranken-, Sterbe- und Invaliden-Unterstützungs-Kasse

Sonntag, den 24. August c., Vormittags 10 Uhr, im Lokale „Sausouci“, Kottbuserstraße Nr. 4.
Tagesordnung:
Ergänzungswahl des Vorstandes.
Nur gegen Vorzeigung des Quittungsbuches oder kontrollirten Statutenbuches ist der Eintritt gestattet.
Der Vorstand.
F. A. Ring.
Central-Kranken- und Begräbniskasse der Buchbinder und verwandten Geschäftszweige (E. S.).
Sonntag, den 24. August, Vormittags 10 Uhr, im Saale des Herrn Feuerstein, Alte Jakobstraße 75, außerordentliche Generalversammlung. Nur sich als Mitglieder Legitimirende haben Zutritt. (617)
F. A. P. Schneider.

Die Buchdruckerei
von
MAX BADING
Beuthstrasse 2
empfeht sich
zur Anfertigung sämmtlicher
Druckarbeiten,
in geschmackvoller Ausführung zu soliden Preisen.
Die Nr. 7 der humoristischen Blätter „Der wahre Jacob“ ist erschienen und in der Exped. d. „Berl. Volksbl.“ zu haben.
Darauf eine Beilage

Die wahren Stiefkinder des Staates.

Das „Berl. Tzbl.“ ist aus seiner Rolle, die Interessen des Kapitals zu verteidigen, herausgetreten, es hat den Boden, auf dem es so manchen Sieg errungen, verlassen und sich großmüthig zum Vertheidiger einer anderen Klasse als der seiner Zeit und Wagenfreunde ausgeworfen. Es hat seine schützende Hand über die „Stiefkinder des Staates“ gehalten. Wer sind aber in den Augen des „Berl. Tzbl.“ diese „Stiefkinder“? Es könnte manchen wundern, daß das Blatt nicht eben in den Kapitalisten diese Stiefkinder erblickt! Zukunfts wäre ihm auch dies! Doch nein, die Deutsch-Freisinnigen, die durch die letzte Reichstagsession für ihren Wählern in Mißkredit gekommen sind, haben es nöthig, neue Freunde zu werden. Wie früher, so suchen dieselben auch jetzt noch dem Arbeiter weis zu machen, daß sie seine wahren Vertreter seien, daß sein Interesse mit dem des Kapitals völlig im Einklang liege; jedoch das sieht nicht mehr so recht, sie müssen sich nach neuem Sultans für die Wahlen umsehen. Da fällt nun ihr Auge auf eine Gesellschaftsklasse, die sie sich zum Opfer ihrer Hochmuth auserkennen, es sind das die Beamten und flugs schreibt das „Berl. Tzbl.“ einen Artikel über die Lage der Postassistenten. Damit diese geneigt seien, sich helfen zu lassen, wird ihnen vorerst klar bewiesen, wie erbärmlich sie doch daran wären, wie gerade ihr Stand vor allen vernachlässigt würde; kurz, es wird ihnen, wenn sie es selbst noch nicht wissen sollten, überzeugend nachgewiesen, daß sie die Stiefkinder des Staates sind. Nun, wenn das „V. Tzbl.“ so sagt, werden auch sie wohl nicht mehr zögern es zu glauben. Wir aber wollen uns trotzdem erlauben, die Sache erst etwas näher zu untersuchen.

Vor Allem müssen wir hier konstatiren, daß es uns gar nicht einfällt, die Lage der Postassistenten für eine glänzende zu halten, daß wir im Gegentheil ein Streben derselben nach Besserung ihrer Lage für völlig gerechtfertigt ansehen. Wir würden es dem „Berl. Tzbl.“ daher auch gar nicht verargen, wenn es sich begnüge, auf die schlechte Lage hinzuweisen und um Abhilfe zu dringen, denn wenn man auch sein Hauptaugenmerk auf den Pauperismus im ganzen Staate zu richten hat, so braucht man darum noch nicht die bedrängte Lage auch der kleinsten Gesellschaftsklasse aus den Augen zu lassen. Wenn aber das „Berl. Tzbl.“ sich nicht entblödet, die Postassistenten ausdrücklich den Arbeitern, den Gesellen gegenüberzustellen und die Lage der ersteren als unter der des ganzen Gesellschaftsstandes stehend zu schildern, so kann eine solche Darstellung, die den tatsächlichen Verhältnissen in's Gesicht schlägt, ein schönes Licht auf die Absicht des Blattes werfen; denn mag dasselbe auch, das geben wir gern zu, mit einer gehörigen Portion Unwissenheit ausgerüstet sein, hierin können wir nur absichtliche Unwissenheit erkennen!

Verfolgen wir nun den Gang der Abhandlung in dem genannten Blatte. Zuoberst heißt es da: „Das Normalgehalt der Postassistenten beträgt 1500 M., während ein fleißiger und geschickter Geselle in jeder mittleren und größeren Stadt täglich 3-4 M. verdient, somit, wenn wir das Mittel der Lohnsätze annehmen 3,50 X 300 Arbeitstage = 1050 M. jährlich.“ — So? Woher hat denn das Blatt die Lohnsätze? Die Gesellen würden ihm sehr dankbar sein, wenn es ihnen ein Jahresgehalt von 1050 M. verschaffte. Das Blatt hat wohl gar nichts von einem hiesigen Tischlermeister gehört, der ausbrach, weil man den Gesellen nicht einmal achtzehn M. die Woche gewährt wollte. Ferner verdienen die Maurergesellen — mit diesen beiden operirt das Blatt — wohl täglich 4 M., selbst darüber, aber hier darf man nicht vergessen, daß die Arbeit nur 7-8 Monate dauert, was selbst bei einer Annahme von 5 M. erst 875-1000 M. Jahreseinkommen wäre! Hierzu

Wir veröffentlichen den nachstehenden Artikel, der nicht zu spät kommt, wenn er sich auch mit einer Abhandlung befaßt, die im „Berl. Tzbl.“ Ende Juni d. J. erschien, dessen Inhalt, weil fast täglich Aufschreien von Arbeitern an „Berl. Tzbl.“ ihre Interessen zu behandeln für gut findet, gerechte Klagen führen. Wir versprechen übrigens dem „Berl. Tzbl.“ in nächster Zeit uns noch weiter mit seinen Leistungen in national-ökonomischen Zeitartikeln zu befassen. D. Red.

Die Verbannung nach Sibirien.

Von Fürst Krapotkin. Uebersetzt von Ad. Deyner.

(Frankf. Bzg.)

(Schluß.)

Die Gesetzesvorschriften hinsichtlich der Exilanten werden von den oberen wie unteren Beamten mit Füßen getreten. Einmal, wie Uspensky, Tscharnshin, Semenovsky, Schischko, wurden, nachdem sie die gesetzliche Probezeit im Gefängnis abgesehen, freigelassen und in Kara angesiedelt. Aber 1861 wurden sie ohne allen Grund einer Petersburger Ministerial-Entscheidung wieder zurückgeholt und eingesperrt. Anders das Gesetz so mißachtet wurde, verloren die Gefangenen alle Hoffnung auf eine schließliche Besserung ihres Schicksals und zwei davon nahmen sich das Leben. Ihnen folgte Uspensky, der seit 1867 unter der harten Arbeit schrecklich litt und dessen Charakter durch diese Leiden nicht gebrochen werden konnte. Wenn die politischen Verurtheilten in Kara gemeine Arbeiter wären, dann würden sie noch die Hoffnung haben, daß Verberitigung ihrer 7, 10, 12 Jahre harter Arbeit und nach Sibirien verschickt würden, um den Bestimmungen des Strafgesetzes gemäß Ansiedler zu werden. Aber für die politischen Verbrecher existirt kein Gesetz. Tschernyschewsky, schon vor 10 Jahren seine siebenjährige harte Arbeitsstrafe beendet; wenn er Vater und Mutter ermordet und ein Haus mit neugeborenen Kindern eingestürzt hätte, würde er nun in irgend einem Dorfe von Irkutsk angesiedelt sein; aber er wird wirtschaftliche Zeitungen geschrieben, dieselben unter Genehmigung der Censur herausgegeben, die Regierung betrachtet ihn als einen möglichen Leiter der konstitutionellen Partei in Rußland, und so ward er in dem 20 Meilen von Irkutsk, begraben. Und zwar ward er da begraben, die bei ihm in der Hölle und von zwei und wieder die Bemühungen der russischen Presse, noch die Resolutionen des letzten internationalen Schriftsteller-Kongresses in Astrachan, wo ihn ein Mitarbeiter der „Daily News“ besuchte. Vgl. Nr. 359 Morgenblatt der „Frankf. Bzg.“ (Red.) Der Tag, an dem die „Politischen“ „Pofelentsy“ werden, ist für sie kein Tag der Befreiung, sondern nur der Tag der Ver-

noch die Vergolde. Diese verdienen nach der genauen Statistik des Magistrats im Durchschnitt nur 15,50 M. wöchentlich. So stehen die Verhältnisse in Berlin, nicht ebenso in jeder mittleren und größeren Stadt. Dort sinkt der Lohn z. B. der Vergolde auf 10 ja 8 M. herab, ebenso sind natürlich auch die Lohnsätze der übrigen Gewerke niedriger. Diese Berechnung klingt schon etwas anders! Doch sehen wir weiter.

Das Blatt geht nun zu den „Abzügen“ über, die von dem Gehalte der Postassistenten zu machen sind, wonach dasselbe in Wirklichkeit nicht 1500, sondern 1200 M. betragen soll. Es argumentirt so: „In den meisten Fällen genügt der Wohnungszuschuß nicht, der Beamte muß im Durchschnitt noch 90 M. von dem Gehalt zulegen. Das ist also ein Posten, der von dem Gehalt gestrichen werden muß.“ Uns ist diese Berechnungsart neu! Nach unserer Ansicht verhält es sich vielmehr so: Das Gehalt beträgt nicht 1500 M., sondern 1500 M. + einem Wohnungszuschuß, mag dieser so hoch sein, wie er will, ausreichen oder nicht. Oder wollte das „V. Tzbl.“, wenn gar kein Wohnungszuschuß gezahlt würde, die ganze Miete vom Gehalte abziehen und sagen, das Gehalt ist jetzt nur noch so und so groß? Das Gehalt ist doch dazu da, alle Bedürfnisse zu befriedigen, also auch das Wohnungsbedürfnis. Und wenn nun für Wohnung ein Zuschuß gezahlt wird, so heißt das eben nichts anderes, als eine Vergrößerung des Gehaltes. Freilich das Blatt hält sich an den Namen: „Wohnungszuschuß“ zur Befreiung der Miete, „Gehalt“ für die übrigen Bedürfnisse; reicht der letztere nicht hin, so wird das letztere geschmälert. Gut, sehr gut! aber hier handelt es sich nicht darum, das „Gehalt“ (im engeren Sinne) mit dem „Lohne“ zu vergleichen, sondern Einkommen mit Einkommen! Das ist aber so ganz die Beweisführung des „V. Tzbl.“, die nur darauf berechnet ist, den wahren Sachverhalt zu vertuschen! Was kann man sich überhaupt viel Gutes von den nun folgenden Erörterungen über „Abzüge“ versprechen, wenn in diesem Kapitel der Abzüge von dem Wohnungszuschuß ausgegangen wird? Dem „Berl. Tzbl.“ ist wahrscheinlich selber nicht ganz wohl bei seiner Behandlung der Wohnungsfrage, es wendet sich daher gegen den etwaigen Einwurf: „der Geselle muß auch Miete zahlen,“ und zwar in folgender brillanter Weise. Es meint, erstens könne der Geselle sich bedeutend billiger einrichten! — Unser Verstand reicht nicht aus, das ganz einzusehen, wir haben noch die vielleicht naive Ansicht, die Wohnung habe sauber, lustig, kurz gesund zu sein, und zwar sowohl die des Postassistenten als die des Gesellen, ja für letzteren vielleicht noch notwendiger, da derselbe den ganzen Tag über Biegeleis und Holztheilen geschlachtet hat, nun, unsere Gegner sind vielleicht der Meinung, daß diese Erfordernisse nur für den Postassistenten zuträfen, daß außerdem für diesen die Wohnung nicht hoch oder entgegen sein darf, daß der Geselle aber sehr wohl im Hinterhaus 4 Treppen in einem Loch hausen kann ohne gleich zu sterben! Wir wüßten nicht, wie er sich sonst so „bedeutend billiger“ einrichten könnte. Doch genug davon, der zweite Punkt, wodurch der Einwand zurückgewiesen werden soll, ist noch besser. Der Schreiber jenes Artikels hat die kaum glaubliche Unvorsichtigkeit den Gesellen zuzumuthen, nach Feierabend oder am Sonntage sich ihre Miete zu verdienen, den Gesellen nach harter, aufreibender 11-12 stündiger Arbeit zuzumuthen, weiter auf den Ruin ihres Körpers hin zu arbeiten! Wir aber bemerken den Verehrten: Laßt doch die Postassistenten die Nacht hindurch arbeiten, bis sie sich Augen und Gesundheit ruiniren, dann werden sie vielleicht genug verdienen, um „standesgemäß“ leben zu können! „Halt! sagt der Verehrte, der Staat verbietet ihnen sich einen Nebenverdienst zu verschaffen.“ Nun, so sagen wir, wenn der Staat es dem einem verbietet, so verbietet es dem andern die Natur, die Rücksicht auf seine Gesundheit! — die Deutsch-Freisinnigen aber, deren Blatt mit einer Impertinenz sonder Gleichen es wagt den Gesellen solche Zumuthungen zu machen, die sollen es nicht versuchen, sich mit ihrer Arbeiterfreundlichkeit zu brüsten, mit Hochgelächter sollen sie zurückgewiesen werden!

Ja „standesgemäß“, das ist das Wort, das manches Räthsel löst, darum muß die Wohnung des Postassistenten theurer sein, darum können dieselben, wiewohl trotz aller Abzüge ihr Gehalt immer noch 1200 Mark beträgt, nicht so gut auskommen, wie der Geselle, weil sie standesgemäß

schickung aus den milderen Gegenden Transbaikaliens nach den „Lundras“ innerhalb des Polarreises.

Wie bitter nun auch das Schicksal der Hartarbeitenden ist, ebenso hart gestraft sind gleichzeitige diejenigen Feinde der Regierung, welche dieselbe weder durch ad hoc ernannte ausgelachte Gerichte, noch durch geheimes Verfahren zu einer Verurtheilung bringen konnte, und welche daher auf „administrativem Wege“ nach mehr oder weniger entfernten Provinzen verschickt wurden, ohne Gerichtsurtbeil, ohne auch nur den Schein eines Prozesses, sondern auf bloßen Befehl des allmächtigen Chefs der „dritten Abtheilung“. Jedes Jahr werden einige 500-600 junge Männer und Frauen unter dem Verdacht revolutionärer Agitation verhaftet. Die Untersuchung dauert 6 Monate bis 2 Jahre oder noch länger, je nach der Anzahl der Verhafteten und der Wichtigkeit der Sache. Ein Zehntel, wird dem Prozeß überwiesen. Der Rest, die neun Zehntel, also Alle, gegen die keine Anklage erhoben werden kann, und die nur von den Spionen als „gefährlich“ geschilbert werden, die nur wegen ihrer Intelligenz, Energie und radikalen Ansichten im Verdacht stehen, gefährlich werden zu können, und besonders diejenigen, die im Gefängnis einen „Geist der Unehrerbietigkeit“ gezeigt haben, werden nach irgend einem entfernten Fleck zwischen den Holbinseln Kola und Kamtschatka exilirt. Der offene und freie Despotismus Nikolaus I. konnte sich nicht zu solchen heuchlerischen Verfolgungsmitteln bequemen, daher war die administrative Verbannung z. B. des „eisernen Despoten“ selten. Aber seit 1862, der Regierung Alexander II., ist dieses System so ungeheuer gewachsen, daß man jetzt von der norwegischen Grenze bis zur Seelüste von Ochosk, zwischen dem 50. Breitengrade keinen Weiler, keinen Marktflecken findet, in dem nicht 5-20 „administrativ Exilirt“ sind. Im Januar 1881 z. B. gab es deren 29 in Pinega, einem Weiler mit nur 750 Einwohnern: 55 in Rezen, 11 in Kola, 47 in Aholmogor (einem Dorf mit 90 Häusern), 160 in Jarosl, 19 in Jenissei u. s. w.

Die Ursachen des Exils waren immer dieselben. Studenten und Studentinnen im Verdacht revolutionärer Ideen, Schriftsteller, denen man wegen ihrer Schreibart direkt nichts anhaben konnte, die aber mit einem „gefährlichen Geist“ begabt waren; Arbeiter, die „gegen die Beamten“ gesprochen haben; Personen, die gegen einen Gouverneur oder Zeprawril nicht demüthig genug waren, — solche Leute wurden jedes Jahr zu hunderten exilirt, um die Weiler der entfernteren Provinzen zu besiedeln. Gegen radikale Personen, die gefährlicher Tendenzen verdächtig waren, genügte die geringste Denunziation und der thörichteste Verdacht, um als Exilirter abzuführen. Wenn Mädchen (wie Fel. Vardine, Soubbotine, Lubatowich und so viele An-

leben müssen. Was heißt „standesgemäß“? Welchen Stand bekleiden die Postassistenten vor den Gesellen? Sind diese nicht etwa ebenso Arbeiter wie jene? beide nicht Arbeiter, die sich mit Mühe ihr Brod verdienen müssen? Und wenn das „Berl. Tzbl.“ meint, der Beamte müsse ein äußeres „Deorum“ wahren, so sagen wir, laubere Wäsche und Kleidung sind für die Gesundheit des Gesellen ebenso notwendig, ja nochwendiger als dem Beamten für sein Deorum! Das „Berl. Tzbl.“ ist es, das den Arbeiter vom Arbeiter zu trennen sucht, dem einem vorredet, daß er einen höheren Stand bekleidet, von dem aus er auf den anderen als einen Paria herabsehen kann! Die Lage des Postassistenten ist nicht standesgemäß, während die des Gesellen wahrscheinlich seinem Stande völlig entspricht! O, das „divide et impera!“ diese Kapitalistenpolitik leuchtet überall hindurch!

Wir müssen uns jetzt etwas länger fassen, sonst kommen wir niemals durch den ganzen Wulst von Unwissenheit hindurch. Daher nur eine kleine Blütenlese. Unser Gegner jammert schrecklich darüber, daß seine Schützlinge für die Defekte der Behörde gegenüber einstehen müssen; hätte der Herr seine Nase etwas tiefer in die Gesellenverhältnisse gesteckt, so hätte er gefunden, daß diese bei jedem mißlungenen Arbeitstage dem Arbeitgeber gegenüber in derselben Lage sind. Doch wahrscheinlich hielt er das für zu neugierig. Während ist ferner der Ton sowie die Unwissenheit des Herrn, mit denen er die 4 Jahre schildert, welche ein Postassistent, ehe er in diese Stellung gelangt, als Postgehilfe hatte durchmachen müssen. Bei jährlich 2 bis 2,50 M. Einkommen hatten Eltern und mittelbige Verwandte beizutragen müssen, damit der unglückliche Postgehilfe sein Dasein fristete. Doch das vergißt er, resp. weiß er nicht, daß der glückliche Geselle 4 Jahre der angestrengtesten Arbeit von früh bis spät hinter sich hat, in denen er nicht einen Pfennig verdiente, und in denen Eltern und Verwandte, welchen eben so wenig das Mittel fehlte, nicht die Mittel hatten, ihn reichlich zu unterstützen!!! Hier scheint uns die Unwissenheit ihren Höhepunkt erreicht zu haben; sie hat Dimensionen angenommen, denen eine gewisse Erbarmlichkeit nicht fehlt. Der Herr muß uns daher gestatten, einen Augenblick in Bewunderung still zu stehen. So, nun weiter. Doch nein, nach solchen Bergen von Unwissenheit wollen wir auf eine Untersuchung weiterer Punkte verzichten, sie könnte uns den empfangenen Eindruck nur abschwächen. Wir schenken Ihnen daher das Uebrige, wir schenken es Ihnen, wenn Sie nicht wissen, daß der Postassistent neben der, wenn auch schwachen Aussicht, Oberpostassistent mit 2400 M. zu werden, die höhere auf eine Pension im Alter hat. Wir schenken Ihnen die Beantwortung der Frage: „Wer versorgt den arbeitsunfähigen Gesellen?“ Sie könnten uns mit Recht entgegen: „Der stirbt ja doch, ehe er in das Alter kommt, wo er pensionsberechtigt wird.“ Ja, er stirbt eher, wir dachten früher, an der aufreibenden Arbeit, wir sehen ein, es geschieht durch seine zu gute Lage, oder nein, es ist so für ihn „standesgemäß“.

Doch halt! Eins können wir dem „V. Tzbl.“ nicht schenken, das ist der Schluß, in dem es sich auf löstliche Weise in seiner ganzen Glorie entpuppt. Hier steht das Geselohr bedenklich unter der Löwenhaut hervor. Kam uns doch schon am Anfang die warme Theilnahme des „V. Tzbl.“ etwas wunderbar vor und stellten wir Vermuthungen an, jetzt finden wir diese auf das Glänzendste bestätigt. Wo warum diese Fürsorge? Antwort: Damit die Postassistenten deutsch-freisinnig wählen sollen. Jetzt ist es uns auch klar, nicht um die Herren Postassistenten ist es dem „V. Tzbl.“ zu thun, nein, die ganze Beamtenwelt soll in den Deutsch-Freisinnigen ihre einzigen Helfer sehen.

Wahrlich, auch wir wollen nicht, daß das Beamtenproletariat sich mehr, ebensowenig wie das Offiziers- und Gelehrtenproletariat, ebensowenig wie dessen Gegenstück das unwissende Heilungsproletariat, denn wir wollen überhaupt kein Proletariat! Wir sind es, die mit allen Kräften demüthigt sind, das Bestehen des Proletariats überhaupt zu beseitigen. Wir wollen daher auch den Hebel an der rechten Stelle anlegen, wir wollen dahin wirken, daß die Existenz der Menschen gebessert werde, welche einer Verbesserung am meisten bedürfen, das sind — die Lohn-Arbeiter.

die wahren Stiefkinder des Staates.

A. K.

dere) zu 6 und 8 Jahren harter Arbeit verurtheilt wurden, wegen Aushändigung eines sozialistischen Pamphlets, an einen Arbeiter, wenn Andere, wie das 14-jährige Frä. Konoskaja, zum Exil als „Pofelentsy“ verurtheilt wurde, weil sie in die Menge hineingerufen: „Es ist eine Schande, Leute um Nichts zum Tode zu verurtheilen“; wenn die Gerichte so leicht mit „harter Arbeit“ und „Verbannung“ umspringen, so ist es offenbar, daß vom „administrativen Exile“ erst die betroffenen werden, gegen die sich auch nicht eine Spur von Anklage aufwinden läßt.

Einer der charakteristischsten Fälle, die 1881 zu Hunderten bekannt wurden, ist folgender: 1872 gab der Adel von Kursk dem Gouverneur der Provinz ein Diner. Ein Großgrundbesitzer, Herr Annenkoff, war mit dem Toast auf dem Gouverneur betraut. Nachdem er seine Sache ausrichtete, schloß er mit den Worten: „Euer Excellenz, ich trinke auf Ihre Gesundheit, aber ich wünsche von Herzen, daß Sie den Angelegenheiten unserer Provinz etwas mehr Zeit widmen mögen!“ Eine Woche später fuhr ein Postwagen mit 2 Gendarmen bei Herrn Annenkoff vor; und ohne daß man ihm erlaubt, auch nur von seiner Frau Abschied zu nehmen, wurde er nach Wjatka transportirt. Es dauerte 6 Monate, bis die thätigsten Verbindungen der mächtigsten Persönlichkeiten in Petersburg ihn aus der Verbannung befreiten.

Kurz, die „administrative Verbannung“ nahm unter Alexander II. eine so skandalöse Ausdehnung an, daß, als die Provinzialparlamenten unter der Diktatur von Boris Melikoff einige Redefreiheit erlangt hatten, eine lange Reihe von Verurtheilungen durch dieselben an den Kaiser gerichtet wurde, die die unmittelbare Abschaffung aller Art von Verbannung verlangten und jene ungeheuerliche Praxis in lebhaften Ausdrücken kennzeichneten.

Es ist bekannt, daß nichts geschehen ist, die Regierung hat zwar ihre Absicht, die Verbannten zu begnadigen, zu erkennen gegeben, aber eine Prüfungskommission ernannt, welche nur Wenige, sehr Wenige begnadigte, und für die Uebrigen einen 5-jährigen Termin festlegte, wo jeder einzelne Fall noch einmal geprüft werden soll.

Die Lage dieser Exilanten kann man sich leicht vorstellen, wenn man sich einen (männlichen oder weiblichen) Studenten aus wohlhabender Familie, oder einen geschickten Handwerker vorstellt, von Gendarmen nach einem 100 Häuser zählenden Marktflecken gebracht, der von einigen lagonischen oder russischen Jägern, von einem oder zwei Pelzhändlern, dem Priester und dem Polizeibeamten bemohnt wird. Brod hat einen Hungerlohnpreis; jeder Fabrikationsartikel kostet so viel, wie er in Silber wiegt, und natürlich ist da kein Mittel, auch nur einen halben Rubel zu verdienen. Die Re-

In den hiesigen Badeanstalten und zwar in denjenigen, wo selbst sog. Wannendäber genommen werden, ist es zur Gewohnheit geworden, bei starker Frequenz die kurz vorher gebrauchte Badewanne nach einiger Reinigung sofort wieder dem nächsten Badegast zur Verfügung zu stellen und so fort, bis der letzte der Badegäste befriedigt ist. Die hohe Gefahr, welche durch eine derartige Manipulation für die Gesamtheit der Badenden entsteht, wenn die vorher die Wanne benutzenden Personen mit ansteckenden Krankheiten behaftet gewesen, liegt auf der Hand. In Oesterreich und Frankreich hat man derselben bereits dadurch Rechnung getragen, daß man die Badewannen vor jedem Gebrauch mit einer fest anliegenden Leinwandhülle überzieht, wodurch eine Verührung der Körpertheile an den Wandungen jede eventuelle Ansteckungsgefahr ausschließt. Vielleicht ließe sich auch in den Berliner Badeanstalten eine derartige Einrichtung einführen, um die Badegäste vor einer Ansteckung zu schützen.

Die Pflege epileptischer Kinder im schulpflichtigen Alter liegt in unserer Stadt noch recht sehr im Argen, da für diese Unglücklichen von der Kommune unmittelbar nicht viel geschieht. Viele dieser Kinder, bei denen das Leiden noch nicht voll zum Durchbruch gekommen ist und die Krankheitsfälle seltener eintreten, besuchen die gewöhnlichen Schulen, andere, bei denen die Anfälle zahlreicher und heftiger auftreten, bleiben wohl ganz ohne Unterricht. Den Familien, die in unserem großstädtischen Treiben im Kampfe ums Dasein nicht die Zeit erübrigen können, um die angemessene Unterbringung eines solchen Kindes in eine Anstalt nachzusuchen, vielleicht auch aus falscher Pietät diese Unterbringung nicht wünschen, erwächst in diesen unglücklichen Geschöpfen eine furchtbare Last, die um so größer ist, wenn sie ohne Unterricht aufwachsen und die Krankheit später ihre geistig verheerende Wirkung geltend macht. Zwar fehlt es nicht an Anstalten in unserer Stadt, in denen solche Kranken gepflegt werden, aber diese Wäse sind bei Weitem nicht ausreichend, alle Bedürftigen aufzunehmen. Eine Kontrolle der Behörde findet so gut wie gar nicht statt und es wäre hier eine sehr passende Gelegenheit gegeben, der privaten Wohlthätigkeit ein großes Arbeitsfeld zu schaffen. Freilich wird auf die Dauer auch die Behörde der Sache gegenüber Stellung nehmen müssen. Ganz ohne Unterricht können und dürfen diese Unglücklichen in keinem Falle bleiben und wir sind überzeugt, daß einmal eingerichtete Schulanstalten ebenso vorteilhafte Erfolge haben werden, wie heute schon unser hauptstädtischer Unterricht für blinde Kinder.

Die seiner Zeit viel besprochenen Tarifstufen an den beiden Eingängen zur Kochstraße, welche bekanntlich „von unbefugter Hand“ mit weißer Farbe bestrichen worden waren, um so den Tarif unkenntlich zu machen und ein Irrthum des Publikums bezüglich der Geltung desselben zu verhindern, zeigen sich seit einigen Tagen wieder in ihrer früheren Gestalt, d. h. die Tafeln sind von der weißen Farbe geläubert und der Tarif ist wieder sichtbar. Es wäre doch nunmehr endlich an der Zeit, diese zwecklos gewordenen Tafeln gänzlich zu beseitigen, um eine Irrführung der Passanten der Kochstraße zu verhindern.

Auf den Grund gefahren. Ein ca. 4 Fuß tiefer Hender mit Sand beladener Kahn gerieth gestern Nachmittag gegen 3 Uhr, des niedrigen Wasserstandes der Spree wegen, unter der eisernen Brücke am Kupfergraben auf den Grund. Alle Anstrengung das Fahrzeug wieder flott zu machen war anfänglich vergeblich. Endlich wurden die ca. 24 Centner wiegenden Masten über Bord geworfen, der Kahn durch Entladung von Sand in kleinere Boote etwas gehoben, so daß er gegen 7 Uhr mit Seilen und Winden vorwärts befördert werden konnte. Fünf Mähne oberhalb und 6 unterhalb der Spree mußten die ganze Zeit über liegen bleiben. Es war eine vollständige Sperre auf diesem Wasserlauf eingetreten und eine ungeheure Menschenmenge beobachtete vom Ufer und der Brücke aus die anstrengenden Arbeiten der Schiffsmannschaft.

Rückwärtslosigkeit. Die Unsitte, Gegenstände so an die offenen Fenster zu stellen, daß sie durch irgend einen Zufall leicht hinabgestoßen werden können, hat schon manches Unglück verschuldet. Geradezu empörend aber ist es, wenn manche Menschen Dinge, die sie doch sehr leicht im Zimmer selbst beseitigen können, absichtlich zum Fenster hinaus auf die Straße werfen, ohne die geringste Rücksicht auf die vorübergehenden Mitmenschen zu nehmen. So waren wir gestern Zeuge, wie aus dem oberen Stockwerk eines Hauses in der Oranienstraße ein glimmendes Cigarrenende hinabgeworfen wurde, gerade als ein junges Mädchen unten vorüberging, die aus einer Fabrik nach Hause eilte. Das brennende Cigarrenende fiel auf den Mantel des Mädchens, und ehe noch andere Passanten dieselbe darauf aufmerksam machen konnten, war in das Kleidungsstück ein großes Loch geplatzt. Die arme Arbeiterin brach

gierig giebt diesen Exilanten 4-6 Rubel monatlich und zieht auch dieses kleine Almosen zurück, wenn der Verbannne von seinen Angehörigen oder Freunden auch nur den geringsten Geldbetrag erhält, seien es selbst 10 Rubel in 12 Monaten. Unterrichtsstunden zu geben, ist ausdrücklich verboten, selbst wenn eine Möglichkeit dazu vorhanden wäre, z. B. den Kindern des „Stanooon's“. Die meisten dieser Verbannnen verstehen kein Handwerk, und Anstellung in einem Geschäft zu finden, wenn in solchen Marktsiedeln überhaupt ein Komtoir ist, gehört zu den Unmöglichkeiten. „Wir fürchten uns“, schreibt der Jenseitiger Korrespondent des „Ruffischen Couriers“, „ihnen Beschäftigung zu geben, da wir sonst besorgen müssen, selber unter polizeiliche Überwachung zu kommen. Es genügt, mit einem „administrativ Verbannnen“ zusammenzutreffen, oder ein paar Worte mit ihm auszutauschen, um unter die Rubrik der Verdächtigen zu kommen. Der Chef eines Handelshauses hat neulich alle Mitglieder seines Personals zur Unterschrift eines Dokumentes veranlaßt, daß sie mit „Politischen“ weder Bekanntschaft schließen, noch dieselben auf der Straße grüßen wollen.“

1880 hieß es in den Zeitungen, daß der Finanzminister einen Gesetzesentwurf in Vorschlag gebracht habe, daß „der Generalgouverneur den Verbannnen erlauben dürfe, irgend ein Geschäft zu betreiben.“ Ich konnte noch nicht in Erfahrung bringen, ob dieser Vorschlag wirklich Gesetzeskraft erlangt hat, aber das weiß ich, daß früher fast alle Geschäfte der Exilanten untersagt waren, abgesehen von dem Umstand, daß ein Geschäftsbetrieb für Leute, denen es verwehrt ist, auch nur auf einige Stunden die Stadt zu verlassen, ein Unding ist. Soll ich nun noch fortfahren, das schreckliche, undenkbare Elend dieser Leute zu schildern? Ohne Kleider, ohne Schuhwerk, in den elendesten Hütten lebend, ohne Beschäftigung, stehen sie meist an der Auszehrung“, schreibt der „Golos“ am 2. Februar 1881. — „Unsere administrativ Verbannnen leben in beständigem Hunger. Einige von ihnen, die kein Obdach hatten, wurden in einer Nische unter dem Glockenturm aufgefunden“, schreibt ein anderer Korrespondent. „Administrative Verbannung bedeutet einfach Volksstüdtung durch Erhungern“, sagte die Presse, als man darüber schreiben durfte und „es ist eine langsame, aber sichere Hinrichtung“, schrieb der „Golos“ ein anderes Mal.

Und dabei ist dieses Elend noch nicht einmal das schlimmste in der Lage der Exilanten, sondern die entwürdigende Behandlung, der sie seitens der Lokalbeamten ausgesetzt sind. Wenn sie einer Zeitung die geringste Beschwerde mittheilen, werden sie nach dem entlegensten Theile Sibiriens verschickt.

Junge Mädchen, die in Kargopoll inhaftirt waren, mußten sich zur Nachtzeit die Besuche betrunkenen Beamten gefallen lassen, die unter dem Vorwande, zu jeder Zeit bei den Exilanten

in Thürnen aus, als sie den Schaden gewahrte. Der Thäter war natürlich fühl in das Innere des dunklen Zimmers zurückgewichen und konnte leider nicht zur Verantwortung gezogen werden.

Mit wallender Kutscher, und nie ohne diese, pflegte Fräulein Pieschen auszugehen. Das war gerade nicht auffällig, denn sie ist Verkäuferin in einem Puppenwarengeschäft, wo man dergleichen Sachen sehr schön haben kann. Auffälliger war es schon, als mehrere ihrer Freundinnen den gleichen kostbaren Kopfschmuck trugen, so daß, wenn die kleine weibliche Karawane am Sonntagsnachmittag durch die Mariannenstraße schritt, ihr ein ganzes Straußengeheuer voran wehte. — Aber so a Bissel Lieb und a Bissel Treu und a Bissel Falschheit ist allemal dabei, und durch die letztere Untugend einer Kollegin von Pieschen erfuhr deren Prinzipal von dem kolossalen Feder-Luxus seiner Verkäuferin. Da gingen dann plötzlich große Veränderungen vor: Pieschen und ihre Freundinnen hatten plötzlich die kostbaren Federn entfernt und Pieschen hat ihre Stellung als Verkäuferin quittirt; ihr Vormund hat viel mit ihrem Prinzipal unterhandelt, wobei dieser das denkwürdige Wort gesprochen haben soll: „Wenn die Angestellten im Geschäft nur so viel fehlen, wie sie für sich brauchen, so würde man darüber hinwegsehen; aber wenn sie gleich den Bedarf für die ganze Freundenschaft stellen, das muß ein Geschäft zu Grunde richten!“ Es ist noch nicht ausgemacht, ob wir Pieschens reizende Straußfedern nicht noch mal auf dem Gerichtstische als corpora delicti zu sehen bekommen.

N. Verschollen. Am Montag Morgen kam ein junger, etwa achtzehnjähriger Mensch, der anscheinend Schiller einer hiesigen Unterrietzanstalt war, zu der Wittwe Rundi an der Stralauer Brücke und mietete sich ein Boot. Als Pfand dafür hinterließ er eine silberne Cylinderruhr mit Kette. Am Abend gegen 9 Uhr wurde das Boot von Arbeitern zurückgebracht, welche erzählten, dasselbe auf dem Rummelsburger See herrenlos umhertreibend gefunden zu haben. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist dem jungen Manne, der durchaus nicht den Anschein erweckt, mit selbstmörderischen Absichten umzugehen, ein Unfall zugestoßen. Derselbe wird 1,70 Meter hoch geschätzt, soll schlanker Statur, blond und mit grauem Anzuge und ebenso farbigen Hut bekleidet gewesen sein.

N. Selbstmordversuch. In der verflochtenen Nacht machte die Frau des in der Mittelstraße 50 wohnenden Schneidermeisters A. den Versuch, sich das Leben zu nehmen, indem sie eine aus Chloroform und Bilsenkraut zusammengesetzte Mischung genoss. Obgleich sofort energische Gegenmittel in Anwendung gebracht wurden, war der Zustand doch ein so besorgniserregender, daß die Ueberführung nach der Charité erforderlich war. Ob Frau B. am Leben erhalten werden kann, ist nach Ansicht der Ärzte fraglich. Das Motiv zu dieser That soll ein eheliches Zerwürfniß gebildet haben.

N. Plötzlicher Tod. In der Schönhauser Allee, vor dem Hause 145 brach gestern Nachmittag gegen 2 Uhr die 58-jährige Wittwe Pauline B. benommen zusammen. Von Hausbewohnern wurde die B. nach dem Hof gebracht und ärztliche Hilfe requirirt. Der hinzugerufene Arzt Dr. Steinbach konnte nur den eingetretenen Tod in Folge eines Herzschlags konstatiren. Die Leiche wurde nach dem Obduktionshaus eingeliefert.

Vermischtes.

Bekräftigte Gewissenlosigkeit. In Dresden wurde dieser Tage ein Fleischermeister aus Lommawisch, A. Hemmann, der von einer Gutsbesitzerin Frau W. Frische aus Jöhain eine hochgradig veräulichte und lungenkränke Kuh angekauft und das Fleisch theils frisch verkauft, theils zu 3000 Stück Kochwurst verarbeitet hatte, die auf dem Pflingstschützen zu Lommawisch abgesetzt wurden, wegen Vergehens gegen das Nahrungsmittelgesetz zu der exemplarischen Strafe von 1 Jahr Gefängniß und 3 Jahren Ehrenrechtsverlust verurtheilt; die mitangeflagte Frau Frische erhielt 4 Monate Gefängniß. Von den Konsumenten des verdorbenen Fleisches waren sehr viele an heftigen Leibschmerzen und Diarrhoe, zum Theil verbunden mit Uebelkeit und Erbrechen, erkrankt. (Wieviel Kollegen hat dieser lächerliche Meyster in Deutschland!)

Anekdoten zu Schiller's Leben von einem Studien-genossen desselben. Der sich W. B. M. unterzeichnet hat, finden sich in dem „Zeitgenossen“ von 1829 aufgeführt. Fast keine Nacht konnte der Studiengenosse Schiller's, dessen Bett dem seinen am nächsten stand, ruhig schlafen. Oft sprang Schiller, von irgend einer Idee oder einem Interesse ergriffen, auf, um während der Nacht zu dichten oder zu studiren. Der Weg aus seinem Bette ging, wie W. B. M. behauptet, über das des Studiengenossen, und dieser empfing dabei manchen Fußtritt von ihm. Wenn die Tischstunde nahe war, so hatte der Studiengenosse die Aufgabe, Schiller für das Erscheinen bei dem gemeinschaftlichen Essen vorzubereiten. Es wurde

ten Hausfuchung halten zu dürfen, gewaltsam in ihre Zimmer eindringen. An einem anderen Orte zwingt die Polizei die Exilanten, jede Woche in der Polizeistation zu erscheinen, und unterwirft sie gemeinsam mit den Strafbedienten einer körperlichen Untersuchung u. s. w.

So geht es zu in den minder entlegenen Theilen Rußlands und Sibiriens: man kann sich also leicht vorstellen, wie es an solchen Plätzen wie Olesminsk, Berkhovanski oder Nignekolyma hergeht, in einem Weiler an der Mündung des Kolyma, über dem 68. Breitengrade und mit nur 190 Einwohnern. Denn alle diese aus nur wenigen Häusern bestehenden Weiler begeben ihre Exilanten, ihre Märtyrer, die da für immer lebendig begraben sind, nur aus dem Grunde, daß man kein Material aufbringen konnte, um sie selbst durch ein künstliches Richter-pat verurtheilen zu können.

Nachdem sie monatelang über die schneebedeckten Berge wandern mußten, auf dem Flußeis, in den Tundras, sind sie nun in diesen Weilern eingesperrt, wo nur ein oder zwei Jäger vegetiren, stets in der Gefahr, Hungers zu sterben. Und nicht nur in den Weilern, — man wird es kaum glauben, aber es ist doch so: eine ganze Anzahl der Exilanten ist in den „Muschis“ eingesperrt, d. h. in den Feldlagern der Jakuten, Seite an Seite mit Leuten, die mit elendesten Hautkrankheiten behaftet sind. „Wir leben im Finstern“, schreibt einer derselben, der die Gelegenheit benutzte, durch einen Jäger, der nach Berkhovanski ging, einen Brief an seine Freunde zu senden, welcher zehn Monate brauchte, ehe er nach Olesminsk gelangte. Brod haben wir nicht, sondern essen nur Fische. Fleisch ist um keinen Preis zu haben. Wir leben im Finstern und brennen nur anderthalb Stunden täglich Licht, denn es ist zu theuer.“

Ein Anderer sagt: „Ich schreibe unter heftigen Schmerzen, in Folge der Peritonitis. Ich habe verlangt, nach einem Hospital geschickt zu werden, aber ohne Erfolg, ich weiß nicht, wie lange diese Tortur noch dauern wird, mein einziger Wunsch ist, diese Schmerzen los zu sein. Man erlaubt uns nicht, einander zu besuchen, obschon wir nur 3 Meilen von einander entfernt sind. Der Staat bewilligt uns vier einhalben Rubel monatlich.“ Ein Dritter schreibt uns dieselbe Zeit: „Danke, liebe Freunde, für die Zeitungen! Aber ich kann sie nicht lesen, denn ich habe kein Licht und es giebt kein zu kaufen. Mein Storbud macht rasche Fortschritte und da ich keine Aussicht habe, fortgeschafft zu werden, so hoffe ich, im Laufe des Winters zu sterben.“

„Ich hoffe im Laufe des Winters zu sterben“, das ist die einzige Hoffnung, die ein in einem Jakuter Feldlager eingesperrter Verbannner unter dem 68sten Breitengrade nähren kann!

dabei streng darauf gehalten, daß Niemand mit ungeordneten Haupte erschien. Schiller liebte es nicht, sich zu frisiren. „Aber Frey, wie siehst Du wieder aus?“ sagte daher wohl der Freund, wenn die Eßglocke erkante. „Ach, wollte“, rief Schiller dann, „daß der verdammte Kopf zum Denken wäre!“ Gewöhnlich erbarmte sich nun dieser Stubenlamerad und drehte ihm den Kopf. Wahrscheinlich sehr übertrieben behauptet Schiller's Jugendfreund in den „Zeitgenossen“ aber auch, daß Frey, wenn nun in Reich und Glied zur Tafel marschirt sei, oft keinen Schritt und keine Haltung habe bewahren können. Schiller's Gang war wohl überhaupt etwas schwanlend. Er brauchte also nicht, wie W. B. M. meint, dann immer schon vor Tisch zu viel Wein genossen zu haben, der bei Tafel selbst nur in geringer Quantität gereicht wurde. Auch sagt der Jugendfreund Schiller's selbst hinzu, daß jede Unregelmäßigkeit dieser Art stets unbemerkt geblieben sei. Schiller's Studiengenossen, die ihn wegen seines originellen Wesens, wegen seiner großen Herzensgüte und wegen seiner munteren Schwänke über Alles geliebt hätten, seien eifrig bemüht gewesen, dazu beizutragen, daß für Schiller aus dergleichen Dingen keine Unannehmlichkeiten entspringen würden. Auch habe das schon der esprit de corps in jeder Abtheilung der Karlschule verboten. Derselbe Corpsgeist habe aber auch verlangt, daß keiner ungefragt eine witzig chloise Handlung beging. Schiller habe in solchen Fällen trotz seines großen Ansehens darauf verzichtet, den Besatz bei den Rechtsentscheidungen zu führen. Wenn aber die Strafe festgesetzt gewesen sei, so habe er mit stichtlichem moralischen Angimm, welcher seinem schwachen Arme eine entscheidende Kraft verliehen habe, das Amt des Büttels verwaltet. Ob aber er auch die Strafe für Andere auf sich genommen. Wer denkt dabei nicht an die Geschichte mit dem Federball im Don Carlos? Dellamant habe Schiller mit vielem Feuer, aber „das mimisch plastische Talent der Dellamantian“ habe ihm gefehlt, wie sich das bei den dramatischen Aufführungen in der Karlschule oft genug gezeigt habe. In Shakespeare's Julius Caesar habe Schiller den Brutus gespielt. Brontim habe er auch Scenen aus seinen eigenen schon damals entstandenen Dramen aufführen lassen. Denn auch Rabale und Vieles so bis auf diese Zeit zurückzuführen. Viele unter den Berjonen, z. B. der Oberhofmarschall Kalb, seien treu nach dem Leben gezeichnet.

Zur Greely-Expedition. Der Matrose Henry, welcher auf der Greely-Expedition vom Lieutenant Greely erschossen und später von seinen Kameraden verzehrt sein soll, ist, wie sich jetzt herausstellt, der Sohn des Eisenbahnstationsbeamten Bud in Hannover. Derselbe hatte sich unter dem Namen Charles B. Henry als Sergeant anwerben lassen und war zugleich Korrespondent für die „New Yorker Times“. Die Eltern sind trotzlos über die Art und Weise, in der ihr Sohn angeblich um's Leben gekommen ist. — Aus New-York, 15. August, wird gemeldet: Die Freunde des in den Artistischen Regionen vorordnenen Lieutenants Ringlingburg behaupten von Neuem, daß Lieutenant Greely auf ihn eifersüchtig war, und munkeln davon, daß die Expedition in zwei Parteien getheilt war, von denen die eine den Entbehrungen unterlag, während die andere sich den Besitz der Lebensmittel gesichert hatte. Sie verlangen eine Untersuchung und beschuldigen die Beamten der Verheimlichung der Wahrheit. Die „World“ sagt, daß einer der jüngeren Offiziere der Aufsuchungsexpedition die Geschichte der Leichenverzehrung weiter erzählt habe, wie sie ihm mitgetheilt wurde. Der „World“ zufolge fügte der Erzähler hinzu, daß jeder Einzelne der Leichenesser sich seine Portion Fleisch selber abgemessen habe.

Aus Ostpreußen, 18. August. Von einem Aufsehen erregenden Morde auf der Eisenbahn lassen sich die „Lith. Grenz.“ aus Gdubskun berichten. Das Blatt, dem wir die Verantwortlichkeit für die Richtigkeit der Nachricht übertragen müssen, schreibt: Wie wir nachträglich erfahren, ist in der Nacht vom letzten Dienstag zum Mittwoch im russischen Courthouse in einem Coupé zweiter Klasse ein Kaufmann aus Königsberg, 29 Jahre alt, bei der Station Swentiany ermordet und die Leiche aus dem Fenster geworfen worden. Da auf dieser Stelle der Courtour sich mit einem Stützgerüst kreuzt, so bemerkte der Lokomotivführer des Güterzuges wohl, daß etwas aus einem Coupé geworfen wurde, konnte es aber wegen der Dunkelheit nicht erkennen, und machte auf Station Swentiany Anzeige. Man forschte sofort nach und fand die Leiche mit durchschnittenem Halse. Der Ermordete soll viel Geld bei sich gehabt haben, was die Briefkassette, welche man bei ihm fand, nachwies; man fand ferner bei ihm eine werthvolle goldene und silberne Uhr und 10 Rubel. Ein Beamter vom hiesigen Personal soll, als des Raubmordes verdächtig, verhaftet sein.

Sieben Personen verschüttet. Bei dem Einsturz eines Theils des United States Hotel in Washington am Abend des 3. August wurden sieben Personen verschüttet, von denen drei getödtet wurden. Der Gebäudeinspektor war schon seit geraumer Zeit, wie aus der Bundeshaupstadt geschrieben wird, auf den baufälligen Zustand des Hauses aufmerksam gemacht worden, aber dieser pflichttreue Beamte war wahrscheinlich von der loomenden Wahlkampagne zu sehr abgelenkt und muß geplatzt haben, daß das Gebäude noch bis zur Beendigung der Wahlen stand halten werde, denn er verurtheilte die Ergreifung jedweder Sicherheitsmaßregel. Die öffentliche Meinung fordert denn auch einstimmig, daß an den Schuldigen, unter denen sich auch der Mitgegenthümer des Hauses, Richter Cor vom Obergericht des Distrikts Columbia, befindet, einmal ein Exempel statuirt werde.

Aus London wird der „Alln. Jg.“ unterm 18. August mitgetheilt: Die englischen und schottischen Nimrode, die gestern auf den schottischen Mooren den Beginn der Birkhuhnjagd durch Massenabschlachtung dieses Vogelwildes zu feiern gedachten, fanden sich überall in ihrem Weidwerke geföhrt durch die furchtbaren Gewitter, welche den ganzen Norden weinsuchten. Von Glasgow, Edinburgh, Dundee, Middleborough und anderen Orten werden stundenlange Regenschläge mit Ueber-schwemmungen und Donner und Blitz gemeldet; zahlreiche Kirchthürme und Brücken kamen zu Schaden; der Blitz erschlug ohne Unterschied des Ranges und der Person vier Arbeiter und einen Lord, den Lord Landerville, den erlöblichen Standardenträger Schottlands, der, auf der Jagd begriffen, eben auf einem Pony über eine Brückeritt. Er starb gegen Mitternacht, ohne zum Bewußtsein gekommen zu sein.

Der „Newport Herald“ hat jetzt 120 000 Auflage und ist sehr oft 32 Seiten stark. Durch die Reduktion des Preises auf zwei Cents pro Exemplar gedankt das Blatt es in kurzer Zeit auf 200 000 zu bringen. Das Personal der Zeitung ist 500 Köpfe stark, darunter 150 Setzer. In einer Nummer von 32 Seiten sind außer dem Texte 6000 Anzeigen in 162 Spalten und insgesammt 1 812 700 in Schrift enthalten.

Gemeinnütziges. Ein sehr einfaches und sicheres Mittel gegen Kopfschmerzen, auch bei langen Haaren anzuwenden, ist folgendes: Man mache aus Vainis ein Beutchen, welches man mit pulverisirtem gereinigtem Schwefelblüthe füllt und zubindet. Mit diesem Säckchen rubert man des Abends die Kopfhaut, möglichst an der Haarwurzel, also ziemlich in der Mitte des Kopfes, hinde über Nacht ein Tuch um den Kopf und bürste nächst Morgen das Haupt mit einer fetten, fetten Bürste nachig aus. Bei öfterer Wiederholung dieser Prozedur werden die Schmerzen bald verschwinden, wenn auch nur auf längere Zeit.

Die Entfernung von Röhren-Kaffee-Röden aus den verschiedenen Stellen am besten, indem man die betreffende Stelle mit Glycerin bestricht und mittelst lauem Regenwassers und eines reinen Weinentendes vorsichtig nachwäscht, bis die Stelle rein ist. Hierauf plättet man, so lange die Stelle noch feucht ist, mit einem mäsig heißen Pflaster auf der linken Seite des Stoffs. Diese Prozedur wird selbst die hartesten Stoffe nicht angreifen.